P.o.germ.
119
(4

P. o. germ.
119-4

<36619076430012

<36619076430012

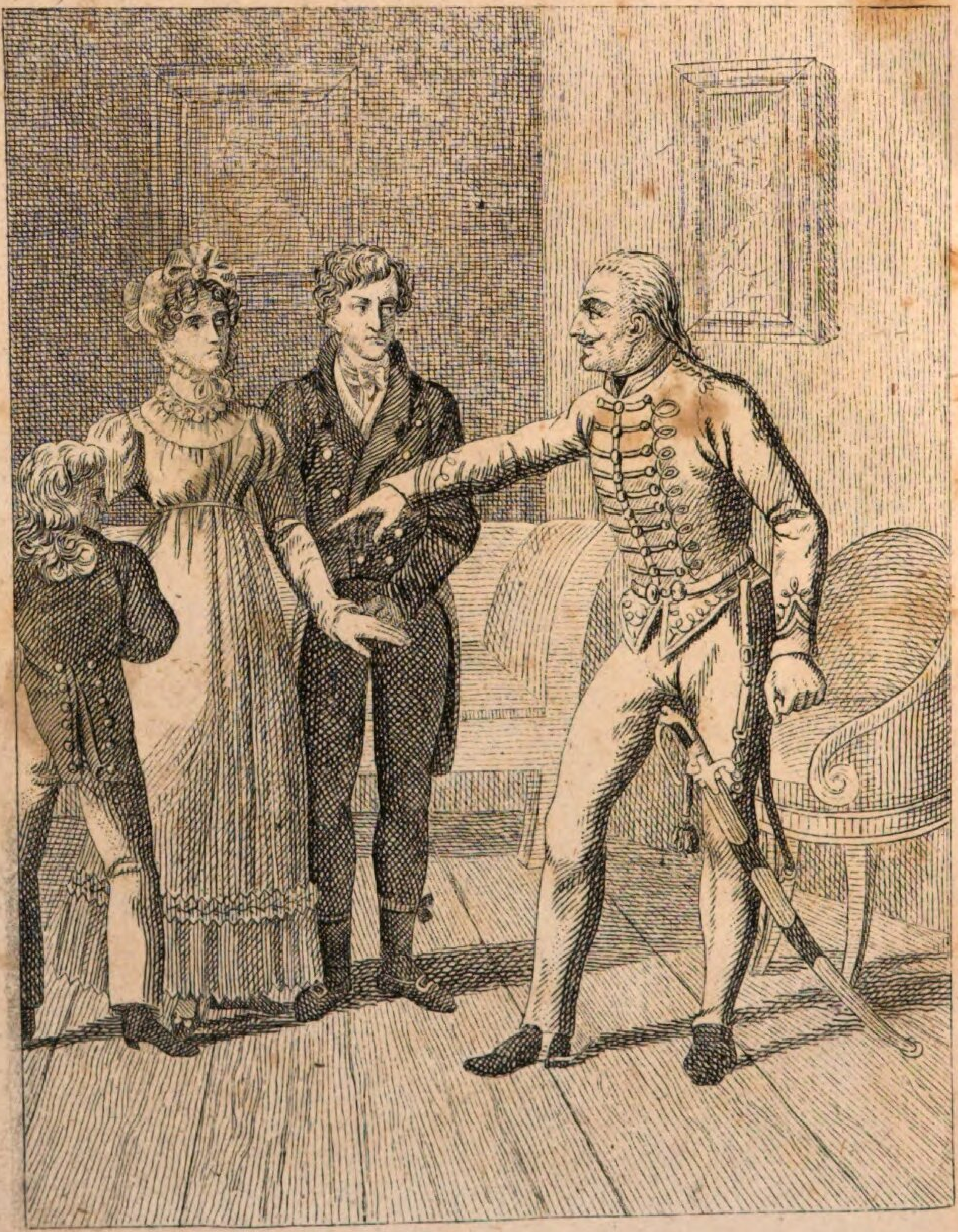
Bayer. S

Bibliothek

auserlesener

Romane und Erzählungen

Deutschlands.



Bibliothek

auserlesener

Romane und Erzählungen

Deutschlands.

Vierter Theil.

Enthaltend: Die Familie von Halden. Ersten Theils erste Abtheilung.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

Familie von Halden.

Von August von Lafontaine.

I. Theils 1. Abtheilung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Major von Halden, in der prächtigsten Husaren-Uniform, ritt über die Zugbrücke von Moorberg. Er hielt seinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angestrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die schwarzen Augenbraunen zusammen, und sprengte auf den Hof seines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, gestickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) stand und in einem weichlichen Tone zu ihm sagte: „guten Morgen, lieber Bruder." „Hennig!" rief der Husar seinem Reitknechte zu: nimm mir den Fuchs in Acht! er ist warm! — Gratulire, Bruder, zu dem Jungen. Alles wohl auf?" Mit diesen Worten drückte er den Kammerherrn an sich, und bedeckte ihn mit Flecken, die ihm selbst der schlimme Weg verursacht hatte. — „Mein Gott, lieber Bruder, wie du mich zurichtest!" sagte der Kammerherr: „Du denkst doch an nichts." — „Ja, zum Henker!" erwiederte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht ich freilich nicht. An deinen Erstgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder bist: dar-

an dacht ich; und da wollt ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergessen, daß der Weg schlecht ist. Nun, laß gut seyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?" Jezt zog er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieser zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefalztes Papier gemalt ist: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Gesicht; und von der andern ein hübsches Mädchen, oder ein Blumenstrauß. Er war, zum Beweis — Doch du, freundlicher Leser, magst dir selbst ein Gemälde von ihm entwerfen, wenn du weiter liesest; ich habe davon den Vortheil, daß ich mit ihm thun und lassen kann, was ich will: und, ehrlich gestanden, das Gleichniß mit dem doppelten Gemälde auf gefalztem Papier paßt nicht auf den Major allein, sondern auf alle Menschen.

„Aber, Bruder," sagte der Major auf der Treppe „was in aller Welt hast du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verstehe zwar nichts von aller Eurer schönen Herrlichkeit, von Supraporten, Antiken und dergleichen..."

„Nun, eben weil du davon nichts verstehst, Bruder, so ... Du mußt doch immer disputiren!"

„Nein; aber so viel begreife ich wohl, daß auf eine Zugbrücke, die so alt ist wie Gustav Adolph, kein Thor

gehört, mit den neuen Antiken, den griechischen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. Das mag an ein Komödienhaus oder an ein B....ll taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Gerade, als wollte ich eine Schwadron Husaren mit Sonnenschirmen aufmarschiren lassen! Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht; denn das sieht aus, als hätte der Herr da sein Wappen, sein Zeichen oder sein Porträt annageln lassen; aber die Jungfern gehören doch eben so wenig dahin."

„Nun? fragte der Kammerherr lächelnd: „was gehört „denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal."

„Was weis ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da hast malen lassen. Wenn denn durchaus gemalt seyn müßte, so ließe ich die Geschichte des barmherzigen Samariters auf das Thor malen, und darüber setzen: „hier wohnt er!" der Samariter nämlich. „Aber nein! das sähe wieder aus, als wollte man mit seinem Oel und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das lernt sich auch ohne Gemälde, — Wer steht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Pathen, und führte ihn in die Wochenstube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das

man eben so gut für „der Henker hol!“ als für „ist Ihnen denn wohl?“ halten könnte. Nun aber lief er an die Wiege, nahm den Jungen auf seine Arme, und drückte ihn mit gutherzigen Blicken an seine Brust. „Es ist doch erlaubt?“ fragte er seine Schwägerin mit einer Art von Scheue. Sie nickte mit einet freundlichen Miene, und sagte: „ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind so gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir selbst.“

„Wirklich, Frau Schwester? darf ich das?“ fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett „Nun, so sei mir doppelt, tausendmal willkommen hier in dieser Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Nase pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Mensch, Junge; und dann sey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Wermuth in den Honig; und am Ende hast du Schutz im Sarge, wie du ihn schon im Mutterleibe hattest.“

Die Frau von Halden schüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: „wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder!“ Der Major legte geschwind den Knaben in die Wiege, und sagte etwas scheu: „hab ich wieder etwas genannt, was sich nicht schickt?“ Sie schlug ihm freundlich auf die Hand, und

flüsterte ihm zu; „wer sagt denu wohl in Mutterleibe so gerade heraus?“ Der Major sann ein wenig nach: „Soll mich . . . . Auf Ehre, da weis ich nun nicht, wie man anders sagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schwester, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müssen Sich nicht ärgern; aber da weis ich nun meinem Leibe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben sollen.“

„In der Mutter Schooße, wäre schon feiner gewesen,“ erwiederte die Frau von Halden.

„Ja, gehorsamer Diener! Ist ein Kind erst da, so geht die Noth schon an. Das wollt ich nicht sagen. Aber es ist gut. Ich will mir den Ausdruck schon merken, ob er gleich ein wenig uneben ist. Also in der Mutter Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!“

„Sie sind ein loser Mann,“ sagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte sie ihr; dann ging er zu seinem Bruder, und sagte: „du sollst Gott bitten, daß deine Frau alle Tage in die Wochen käme; denn heute ist sie ein Engel des Lichts.“

„Das sag ich dir ja, Bruder! Du verkennst meine Frau. Gib Acht, du sollst sie wohl noch lieben lernen.“

„Herzens-Toffel! . . . . . Bruder, wollte ich sagen; mit tausend Freuden, wenn sie mich nur unterrichten will.“

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Namen des Kindes, geschritten. An diese Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengstlichkeit; denn der Major hatte schon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Namen geben müsse; und in Absicht der Namen war er gar nicht delikat. Er nannte seinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit so genannt hatte; und so oft auch die Frau von Halden diesen Namen für abscheulich erklärte, so blieb dennoch der Major bei seiner Behauptung: „ein Name ist ein Name!“ „Und Toffel,“ setzte er jedesmal hinzu, „klingt besser, als Karl, Eduard und Franz,“ (die Lieblingsnamen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über diesen Gegenstand jedesmal heftig. Die Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewisse Namen aus Romanen, und der Major die seinige für andere aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Namen Fritz, Peter, Christoph und Hennig. Fritz hieß sein König; Peter hatte sein Vater geheißen; Christoph hieß sein Bruder; und Hennig — Doch dieser Name erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leser bald hören wird.

Die Frau von Halden würde sogleich mit ihren Namen hervorgekommen seyn, wenn sie nicht geglaubt hätte, des

Majors in diesem Punkte schonen zu müssen. Der Mann war sehr reich, und, obgleich noch in seinen besten Jahren und sehr rüstig, dennoch halb und halb entschlossen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm seine rauhe Außenseite zu gute gehalten hätte. Ihn schon bei der Taufe gegen seinen Neffen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einsah. Den Namen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem siebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oestreichische hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von der englischen Geschichte nicht mehr wußte, als daß der König Georg heiße, und unter einem Parlamente stehe. Karl schien ihm recht gut; aber er schüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, dessen er sich nur im Zorn bediente.

Die Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Namen ihres Kindes schon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarschaft mußten ihr Beistand leisten. Man saß in einem halben Kreise um das Wochenbett her. „Welchen Namen," fing die gnädige Frau an, „haben Sie denn meinem Sohne zugedacht, Herr Bruder?" Der Major merkte, daß es jezt auf einen Streit los gehen würde, und strich mit der Hand den Schnauzbart in die Hö-

he. „Wenn ich den Jungen recht våterlich lieben soll,“ sagte er trocken, „so muß er Hennig heißen.“

„Hennig?“ riefen die Damen alle auf einmal! „mein „Gott! welch ein håßlicher Name! Hennig!“

„Håßlich? warum denn håßlich?“

„Weil gerade die gemeinsten Leute so heißen,“ sagte die Frau von Halden; „die allergemeinsten Leute!“

Der Major strich sich unwillig über das Gesicht. Er hatte sich vorgenommen, heute seiner Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menschen!“ brummte er: „sollen sie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? sollen sie denn ganz verlernen, daß sie unsre Nåchsten sind?“ Er knüpfte die Schnüre an seiner Uniform auf und zu, und suchte zu lächeln, so schwer ihm das auch wurde.

„Aber, lieber Major,“ fing sein Bruder an, „sag doch endlich einmal, wie hast du die seltsame Vorliebe für diesen wunderlichen Namen bekommen? Ich lasse Peter und Christoph gelten; doch, hat je einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?“

Der Major zog die Augenbraunen zusammen und wieder aus einander. „Ja,“ sagte er endlich nach einigem

Besinnen: „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen ist. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menschen; aber wenn dieser Mensch nicht gewesen wäre, so säße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder Vater ist. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flasche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und sage ihm, er soll sich mit seinem Wein in das Vorzimmer setzen."

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an: „Wir standen Anno sechs und funfzig, als ich eben erst Staabsrittmeister geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorposten in einem Walde voller Sümpfe, und darf wohl sagen, daß der König mich zu diesem Posten ausgesucht hatte. Damals war ich ein Brausewind, meine Damen; ob ich schlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die kaiserlichen Vorposten immerwährend in Allarm zu halten. Ich saß ihnen also Tag für Tag auf dem Halse, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Die Panduren hatten mir den Tod geschworen. In einer Nacht . . ." Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?" — „Den sechzehnten Oktober!" antwortete eine Baßstimme auf dem Vorsaale. „Den sechzehnten Oktober also umgingen uns die Feinde.

Ich schlief die Nacht einmal aus, weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns versehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufspringen, ist der ganze Busch mit Kroaten und Panduren besetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Husaren machten sich auf und davon. Nun sprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenstoß zu geben. Ich geschwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Da hör' ich den Hennig, der da draußen sitzt, rufen: „unser Rittmeister, Leute! Wer ein braver Kerl ist, rettet ihn!" Damit wendete er sein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten sprangen wieder in den Busch; und ich — es ist da keine Schande seine Beine zu gebrauchen — ich trottirte neben Hennigs Pferde her. Der treue Mensch bot mir wohl hundertmal sein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paff! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im . . . im . . . wie nennt man den Theil, auf dem man sitzt, Frau Schwester? Na, im Schooße. Kamerad, sagte ich zu Hennig; reit! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen eben aus dem Busche. Er stieg ab; doch nun konnte ich nicht mehr auf das Pferd, so gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig schleppte mich mehr, als ich ging. Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus

dem Busche, und riefen uns nach: „wart! du sollest nicht weit kommen!" Ich sah mich um; und straf mich Gott! der Kerl . . . nun, er war Feind — der Kroat lud sein Gewehr wieder. Reit, sagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchse. So soll ihn das heilige Wetter! sagte Hennig, und ließ mich los. Geschwind sprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Busch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeister! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Busche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfeifen vertrieb. Ich machte meine Rechnung mit dem lieben Gott, weil ich gar keinen Ausweg sah. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu: „reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeister müssen wir haben; sein Tod ist geschworen." Auch ich sagte: reit, Hennig! Ja, er ritt, aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln pfiffen dem ehrlichen Menschen um die Ohren. Auf einmal ging es: paff! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. „War's ins Schwarze, Kamerad?" riefen die Kroaten. Hieher schieß! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, . . . ja den Ort, den man nicht zeigen darf . . . und lachte laut. Kerl, Ihr schießt ja wie Hundsfötter! — Frau

Schwester, ich führe den Hennig nur redend ein — trefft alte Steine, aber mich nicht! Und damit sprengte er wieder auf sie zu. Nachher sagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; sie sollten nicht merken, daß ich blessirt war, weil ihnen das sonst Muth gemacht hätte. Und so blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein."

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer schon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen seiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig! sagte ich, und hielt ihm Börse und Uhr hin. Du bist eine treue Seele, ich will Quartier für dich im Himmel machen." — Herr Rittmeister, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Mähre hinunter könnte!"

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg sahen wir die Kroaten schon heran schleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges hübsch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. „Da kommen die Unmenschen!" rief sie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig ritt an sie heran. Mädchen sagte er, willst du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, so hilf da den jungen hübschen Officier verstecken. Das Mädchen sah mir

ins Gesicht. Ich war damals, das weist du Bruder, ein hübscher Mann; erst das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. „O ja, von Herzen gern! nur hier herein!" sagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit. Sie schlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand schien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig sah vom Pferde herunter durch das Fenster. Gott lob! rief er, als ich in Sicherheit war. Ich sank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, so fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: „wo ist dein Pferd und dein Offizier?" — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich nicht meinem Rittmeister davon helfen wollte? Gezeichnet aber habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu."

„Nun entstand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde drohten meinem Hennig: sie wollten ihn auf der Stelle niederschießen, wenn er nicht sagte, wo ich wäre. „Hinausgeritten ist er nicht," rief einer; „wir haben das ganze Dorf besetzt. Sucht ihn!" Erlebt der den Abend, rief dieselbe Stimme, so haltet mich für einen Schurken!"

„Nicht lange, so kam man in das Haus, worin ich versteckt war, und fand das Mädchen. „Wo hat sie den Preußen hingesteckt?“ fragte eine rauhe Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen. „Den Husaren-Offizier?“ sagte das Mädchen; „o, der ist weggeritten, da links, durch die Gärten.“

„Ich hoffte schon, es sollte alles vorbei seyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd tod gefunden. (Hennig war nämlich, so bald er mich versteckt sah, an einen Graben geritten. Da hatte er sich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geschossen und in den Graben gestürzt, um sagen zu können, ich sey weggeritten.) Jezt fing man an, meinen alten Hennig zu examiniren. „Wollt ihr nicht glauben, daß er fort ist, sagte der, so sucht ihn selbst.“ Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich sehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granizer-Offizier, der mir schon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. „Nach drei Minuten!“ rief die Stimme; „sieh, hier ist die Uhr! Und sagst du dann nicht, wo dein Herr ist, so schieß' ich dir den Kopf ein.“ Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das ist alles Eins. Wollen sie mich todtschießen, nun ich

stehe in Gottes und ihrer Hand. Wo mein Rittmeister ist, weis ich nicht."

„In dem Augenblicke schleppten sie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte sie schreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen sah; indeß machte ich ihr mit einem festen Kopfschütteln Muth. Herr Lieutenant, sagten die Kroaten, das Mädchen weis, wo er ist. Der Granizer setzte ihr die Pistole auf die Brust, und befahl ihr, zu gestehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als sie meinem Hennig droheten, und richtete mich schon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich sank nieder, und kam erst nach einer Stunde, als schon alles vorbei war, wieder zu mir." „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür hinaus: „komm herein, und erzähle weiter."

Hennig stellte sich mitten in das Zimmer, und erzählte: „Nun, sie hielten dem Mädchen Säbel und Pistole vor die Brust, und das arme Kind schrie erbärmlich. Ich lag an der Erde und Gott weis, wie mir zu Muthe war. Daß die Feinde das Mädchen nicht todtschießen würden, wußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, sie würde plappern. Doch das Mädchen konnte schweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die steinernen Puppen, die hier im

Garten stehen, aber auch eben so stumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier spannt den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunser läßt einem so ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erste Bitte gekommen. Auf einmal sprengten unsere Leute ins Dorf. „Hund!" rief der Officier." Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir schießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle Andern machten nun, daß sie weg kamen. Den Kroaten hielt ich fest, und er rief: „Pardon!" Das brave Mädchen stand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und küßte ihr die Füße, mit Respekt zu sagen, weil das hundisch ist. Wir holten nun meinen Herrn aus seinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberstwachtmeister wenn wir Beide doch einmal das Mädchen wieder sehen sollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken, Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Ihrer pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . . Wo mag sie seyn! Wer weis, wo sie sich jezt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden sie ja wiederfinden, und wenn es auch erst im Himmel wäre."

Der Major zog sein Schnupftuch hervor, und trocknete sich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. So eine That bleibt nicht unbelohnt."

„Meine

„Meine letzte Rinde Brod wollte ich mit ihr theilen, Herr Oberstwachtmeister; betteln wollte ich für sie, wenn es seyn müßte.“

„Wolltest du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht stehlen; sonst alles! Sie verdient es. Hennig, sie hat mich verpflegt; du hättest nicht mehr für mich thun können, so lieb du mich auch hast. Gott gebe ihr gute Tage, wo sie auch ist! Ich denke noch immer, wir müssen sie einmal wieder finden, hier noch, Hennig, nicht erst im Himmel, wie du sagtest. Es ist ja erst neun Jahre her.“

Die Frau von Halden hatte schon lange Kopf und Augen bald hier, bald dorthin gedrehet, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager den Retter seines Lebens in das Zimmer kommen ließ; und jezt, da er gar ein Gespräch mit dem Alten anfing, das so bald nicht enden zu wollen schien, verging ihr die Geduld gänzlich. Indeß sie wollte nun heute durchaus den Major nicht böse machen; daher verlangte sie ihre Börse, nahm einen Speciesthaler heraus, rief Hennig an das Bett, und sagte sehr freundlich: „wirklich, guter Hennig, die Familie ist Ihm für Seine Treue Dank schuldig.“ Mit diesen Worten drückte sie ihm ein Geldstück in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das Bett, und sagte: „nein, Ihr Gnaden, dafür nehme ich nichts. Es war meine Schuldigkeit.“

Der Major sah über Hennigs Schulter, und sein Gesicht verwandelte sich, als er den Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. „Alter!“ rief er, und drehete seinen Hennig zu sich um, „nimm ihnen das nicht übel! Die Menschen wissen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen! . . Frau Schwester, der Hennig ist so arm nicht! Wenn ich sterbe, so bekommt er jährlich bis an seinen Tod vierhundert Thaler; und so lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüssel zu meinem Geldschranke, und er allein weis, wie viel Geld ich habe.“

„Nun ja doch,“ sagte die Schwägerin einlenkend: „auf dessen Treue kann man Häuser bauen. Das hat er verdient.“

„Verdient?“ rief der Major eifrig: „Nichts hat er verdient; denn Hennig weis, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er steht, wenn ich sitze, seinen Wein im Vorzimmer trinkt: das ist sein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund ist, daß er sein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth hätte: daß ist es, das kann mich freuen.“ Er umfaßte den Alten, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn auf die Lippen, und sagte: „nun geh und trink deinen Wein, wo du willst, mein lieber Hennig!“

Die Dame hatte den Major mit ihrem Speciesthaler aufgebracht, und nun würde er bei allem, was sie hätte sagen mögen, widersprochen haben. Das war sonst immer der Anfang zu einem heftigen Zanke, der sich zuletzt damit endigte, daß der Major seinen Fuchs verlangte, nach Hause sprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm sagen ließ, daß sein Bruder oder seine Schwägerin sich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab so lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das seinen Zorn reizte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Ursachen, es nicht so weit kommen zu lassen; daher reichte sie dem Major die Hand aus dem Bette, und sagte: „Sie sollten mir das nachsehen; ich bin ja krank!"

Das braune, zusammengezogene, saure Gesicht des Majors wurde nun sogleich wieder gutherzig und freundlich. Er setzte sich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und sagte liebkosend: „aber potz Daus! bald hätte ich vergessen, was ich meinen Pathen mitgebracht habe." Nun mußte Hennig einen Mantelsack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlaß aus, und ein Paar sehr kostbare Uhrgehänge; dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergestellt.

Die Frau von Halden zitterte, wenn sie an den Namen dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als sie ver-

muthete. Der Kammerherr flüsterte seinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts stehen, wenn man der Wöchnerin in den ersten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich also, gib in Absicht des Namens nach. Anfangs meinte der Major, man könnte die Taufe aufschieben, bis die neun Tage vorüber wären; indeß bald sah er, daß die gnädige Frau sich dazu nicht verstehen wollte. „Nun denn,“ sagte er zuletzt: „so nenne ihn in Gottes Namen Franz, wenn das zur Gesundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden ist, zu betrüben. Und wenn ich es recht bedenke, so kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie sie will, und wollte sie es — Gott behüte uns! — Urian nennen. Nur muß sie nicht glauben, daß sie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, steckt in den Namen eine gewisse Kraft. Hieße der Junge Hennig, so . . . Doch bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig soll der Junge, will's Gott, werden, wenn er, wie gesagt, auch Franz hieße.“ Die Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun so halb und halb seinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte sich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten seiner Schwä=

gerin. Dieser Kammerjunker stand in einer übermüthigen, spöttischen Stellung da, und sein Mund war lächelnd gespitzt, so, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigstens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf sehr ängstliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieser anfinge.

Laut genug, um verstanden zu werden, sagte der Major, als die Taufhandlung vorbei war, und legte dem Prediger die Hand auf die Schulter: „Ich halte die Taufe für eine sehr ehrwürdige Handlung, Herr Pastor." Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf spöttisch hin und her. „Sie scheinen nicht meiner Meinung zu seyn, Herr von Landert!" fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. „Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt sich nicht streiten. Ich bin sehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen lassen, wenn ich heirathete." — „Straf mich Gott!" rief der Major erhitzt: „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes stehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig seyn, und wenn ich ein Türke wäre." — „Das würde Ihnen Ihr Mufti sehr übel nehmen," erwiederte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich

würde sagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Mufti sonst nennen mag, die Christenleute da taufen ihr Kind. Ich verstehe nichts davon; doch so viel höre ich, daß sie ihr Kind verpflichten, sein Lebelang ehrlich zu seyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer so heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich schon ein Türke bin. Das würd' ich sagen, und ich wollte doch hören, was mein Mufti Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn so lächerlich, Herr von Landert, daß Aeltern, Pathen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, schon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu bestimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtschaffenheit anfängt und die Aeltern dadurch erinnert, wozu sie Aeltern des Kindes sind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu segnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He!?"

„Lieber Herr Major" sagte Landert mit einem spöttischen Lächeln, „ich streite nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig sind. Was soll der Streit hier?"

„Was er soll? Da stehen die Leute aus dem Hause, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein Paarmal sehen, was sie jezt gesehen haben, so lachen sie mit, wenn sie ihre eigenen Kinder taufen lassen. Meinen Sie,

daß das gut ist?" Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreises, und winkte die Leute heran. „Kleiner," sagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an seine Brust: „du bist nun da, und wir alle wissen nicht, was dir Gutes oder Böses begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegst da auf seidnen weichen Kissen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schicksal dich eben so fest zusammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur schreien kannst. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einschnüren. Werde ein guter Mensch, Junge; und wir nehmen uns jezt vor, dich daran zu erinnern mit Worten und mit gutem Beispiele. Das haben Aeltern und Pathen dir heute versprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menschen, die einmal um deine lezte Wiege stehen, wenn du wieder auf dem Rücken liegst, und der Tod dich eingewickelt hat — daß die mit traurigen Blicken dir Lebewohl sagen, wie wir jezt mit frohen dich willkommen heißen! Na, willkommen Karl Friedrich im Leben! werde ein rechtschaffener Mann!" Das Lezte sagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreis umher, und ließ ihn von jedermann, zuerst von seinem Hennig, küssen.

Selbst der Kammerjunker war so ernsthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger aufforderte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu sagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte sich, und hob an: „Da das Geschick aller Menschen, einzeln sowohl als zusammengenommen, nach ewigen weisen Gesetzen, auf eine, freilich wegen unsrer natürlichen Kurzsichtigkeit, und wegen der Unvollkommenheit unserer, obgleich für unsere uns bestimmte Lage vollkommnen, Natur oder Beschaffenheit, für uns unbegreifliche Weise, ... Der Major, welcher sehr aufmerksam zugehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Pastor? Ich habe es nicht behalten." Der Prediger verlor die Fassung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geschrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber seine Rede in Vergessenheit brachte. „Schade," sagte die alte Dame nachher zu dem Prediger, „daß der Lärmen dazwischen kam! Es ist doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht besser verlangen; er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten!" — Der Prediger verbeugte sich sehr tief, und sagte nachher zu seiner Frau: „das ist in der That eine sehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn unser einer redet. Da ist

gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, so wie ich nur anfing; und das thaten sie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, sprach."

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anstößsig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domestiken zum Küssen gebracht hatte: indeß blieb sie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das andere: lieber Bruder! und einmal sogar: Bruder Fritz! Der Major konnte sich vor Vergnügen nicht fassen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jezt schon so weit gebracht, daß sie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den andern Morgen, als er an ihrem Bette saß, hob sie das Gespräch, über das sie gestern eingeschlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs Neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall, und dabei blieb sie nicht stehen: sie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Fritzchens Erziehung in Gang zu bringen. „Das ist nichts," sagte der Major. „Ich weis wohl davon zu sprechen, wie die Erziehung eines Jungen beschaffen seyn muß, wenn eine ehrliche Seele aus ihm werden soll; aber anzugreifen, Frau Schwester, das weis ich nicht. Und dann meine abscheuliche Ungeduld, Frau Schwester, die ich mir nicht abgewöhnen kann, so

oft mich auch der liebe Gott schon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich tauge nicht für Kinder."

Die Frau von Halden hatte ihn schon hundertmal lauernd darauf angesehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den sie jetzt machen wollte, nichts besonders zu finden. Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit den zärtlichsten Blicken betrachtete, brach sie hervor: „Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde behalten!"

„Englisch, liebste Schwester, das habe ich, das werde ich mit Gottes Hülfe," sagte der Major, und wendete seine Augen nicht von dem Kleinen.

„Und da Sie selbst keine Neigung zum ehelichen Stande fühlen, lieber Herr Bruder." . . .

„Frau Schwester, ich habe wohl Lust zum Ehestande; und ich müßte ja auch ein Mensch seyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, so gebe ich Ihnen mein Wort . . . "

„Ach, lieber Major, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen sticht; aber Sie haben ja selbst schon gesucht." . . .

„Gesucht wohl eigentlich nicht. Mein alter Hennig räth mir immer, ich soll eine Frau nehmen. Er stellt tausend Dinge vor, die alle wahr sind; uud manchmal weis ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten soll. Gut meint er es mit mir."

Die Frau von Halden seufzte: „aber nicht gut mit sich selbst; denn wie würde eine Frau den Hennig im Hause leiden!"

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schwester! Doch ich will mich ja nicht ereifern. Und wahr ist es, wahr ist es. Ich glaube selbst, es würde Unfrieden setzen. Der Hennig darf mitreden, soll mitreden, und" . . . . Er zog die Augenbraunen zusammen.

„Und verstoßen würden Sie doch den Retter Ihres Lebensnicht wollen, um einer Frau willen?"

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schwester. Sehen Sie, der Alte weis selbst, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hause leiden wollte; und dennoch räth er mir zu. Ich sage ihm: Alter, meine Frau würde dich mit scheelen Augen ansehen, dir mit verdrüßlichen Gesichtern das Leben sauer machen. Siehst du, ich heirathe nicht." Dann sagt der Alte: „was thut es, Herr Oberstwachtmeister? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und

könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, so könnten Sie doch zu mir. Sie müssen heirathen, Sie müssen, soll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Fluchen nicht leiden. Aber so viel ist gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schwester, und heirathe so leicht nicht."

„Nun, ich glaube, Sie leben so auch glücklicher. Unter zehn Ehen geräth nicht Eine; und so könnten Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Pathen, seyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder es gar zuverlässig." . . .

. . „Da möchte seine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . . Was Erbschaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort Erbschaft nicht nennen hören; und als ich an seinem Sarg stand, wünschte ich hundertmal, und, Gott weis, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlassen haben. Ich hätte hungern wollen, um sie zu bezahlen, und ihm so doch seine Liebe, sein Vaterherz zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und schweigen Sie von Erben und Testament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr als ich verdiene; das erkenne ich in Demuth. (Er nahm seine Mütze ab, und setzte sie auf das Bett.) Das Testamentmachen kommt mir gerade so vor, als ob

man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich der Himmel! Wenn sie mich hintragen, so fällt alles zurück an Gott; er mag es geben, wem er will."

„Sie sind ein lieber excellenter Mann, Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen sorgen, wie unsere Vorfahren für unsere Vorfahren für uns gesorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, soll einmal was Rechtes werden, denke ich."

„Das denke ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, so viel wir können."

„Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müssen. Mein Bruder ist Gesandter in Wien, der kann das meiste."

„Was, zum Teufel! kann der dabei thun?" fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

„Sehen Sie, da dachte ich, der Junge soll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und meines Mannes und meins zusammen — der Grafentitel soll mir nicht schwer werden."

Geschwind setzte der Major seine Mütze wieder auf, und legte den Jungen in die Wiege. Er kämpfte mit sich selbst; endlich aber würde ihm sein Zorn zu mächtig, und er sagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bettelt, was einerlei ist, der Junge sich einen Grafentitel, so stifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhospital! so wahr mir Gott helfe! und die beste Stelle darin steht ihm zu Dienste. Aber sollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du hast Recht! Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!" Nach fünf Minuten saß er auf, und brummte immer vor sich hin: „darum strich mich das Kätzchen, ohne ein einziges mal zu kratzen? Hol euch der Teufel!" Und so sprengte er nach Sollingen.

Zu Hause erzählte er den Vorfall seinem Hennig; und dieser wiederholte, was er schon hundertmal gesagt hatte: „Sehen Sie, da kommt es schon, Herr Oberstwachtmeister. Ich sage, Sie müssen heirathen. Wenn ich einmal tod bin, und lange können meine zerhackten Knochen nicht mehr zusammen halten: wer soll Sie dann lieb haben, Herr Oberstwachtmeister? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn schmerzt; sie weint, wenn Ihnen die weh thun. Aber das auch, wenn Sie sehen, wie Ihre Frau Schwägerinn Ihnen jede Falte im Gesichte mit Freu-

den nachrechnet, und bei einem Schnupfen schon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich sage, Sie müssen heirathen, Herr Oberstwachtmeister; denn so soll mich —! Der Kleine da, den Sie mit nassen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen schöne Gesichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie sollen es schon noch sehen, was es heißt, den Menschen zum Verdruß leben."

„Hennig, es ist nicht möglich von dem Jungen. In seinen Adern fließt meines Vaters Blut. Die Mutter zwar, da hast du Recht . . ."

„Sie werden sehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wissen nichts als Geld und ihr Von. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, Geld wird das erste Wort seyn, das der Kleine sprechen lernt. Wie ist es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen zwar nicht Wort haben, Herr Oberstwachtmeister" . . .

„Mit Sollingen, Hennig, da hast du Unrecht. Das war mein Betrieb; weil das Gut im Grund einen bessern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menschen darauf besser sind, als dort auf meines Bruders Gut."

„Besser? Wer hat sie denn erst besser gemacht? — Ich weis wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der selige Herr hier lieber war, als in Moorberg; weil er hier starb; weil hier Berg und Thal ist und dort nnr ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tausend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen und thaten, als hätten Sie das Beßte bekommen.“

„Und wenn das so war — Hennig, that ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit seiner freundlichen Miene im Sarg. Hennig, sollte ich mit seinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?“

„Nein, es war brav gethan, wie ein Husar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber soll ich es gelassen ansehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen sie Ihnen auch Sollingen abschmeicheln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaßt, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heut der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennig betteln, so wahr ich lebe?“

Der Major blieb mit finsterer Miene eine Minute lang stehen. „Das sollst du nicht? Ruf mir den Justizamtmann Betteln gehen? Du? Hennig, so schlecht ist mein Bruder nicht. Du bist ein alter Narr. Aber ruf mir den Justiz-Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Testamenten zu thun haben; doch für dich muß ich sorgen. Lauf geschwind, lieber guter Hennig! Mir ist so bang, als wollte der Schlag mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich daran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln sollst du nicht. Geh, geh! Es muß noch heut in Richtigkeit, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major setzte sich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig so unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbschaft von seinem Vater Moorberg das Wenigste war, worin man ihn übervortheilt hatte. Er fing an, den Dessauer Marsch zu pfeifen, um sich von diesem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und sogleich machte er sich selbst Vorwürfe über diesen grausamen Wunsch.

Der Justizamtmann trat in das Zimmer und der Major erzählte ihm mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit, daß

sein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geizig," sagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein so guter Mensch werden können, wie er geworden ist." Dann bewies er dem Amtmann sehr weitläufig: Liebe zu den Kindern könne auch die besten Menschen wohl zu ein wenig Habsucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter schließen dürfe. Der Justizamtmann wunderte sich über diese Art von Unterredung, deren Zusammenhang ihm ein Räthsel war, und hub zehnmal an: „Sie haben mich rufen lassen, Herr Oberstwachtmeister!".. Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau seine Gesprächigkeit mit der Güte seines Herzens zusammenhing. „Du hast Unrecht, Hennig," sagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Instrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an seinen Tod gesichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. „Seh einer die Narrheit!" sagte er vor sich; „als ob ich Lust hätte zu leben, wenn er tod wäre!"

Der Justizamtmann nahm eine Abschrift von dem Instrument, um sie Hennigen zu übergeben. Er brachte sie dem treuen Alten auf sein Zimmerchen, wünschte ihm Glück, und rieth ihm, sehr vorsichtig mit dieser Schrift

umzugehen. Der Alte sagte trocken: „da hätt' ich was zu hüten!" hielt das Papier an die Lampe und brannte seine Pfeife dabei an. „Hennig," sagte der Justizamtmann, „Er verbrennt Sein ganzes Glück!" — „Das thu ich," antwortete der Alte ruhig. — „Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen sehen, als jezt." — „Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen sehen, und da brannte mein Herz mit. Das hier sind Narrenpossen!" — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im Mindesten zu erwähnen, weil er sah, daß seinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Gespräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Halden auf den Major auch war, so fühlte sie doch sehr bald, daß sie sein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte sich zwar in ihrer Hoffnung betrogen; allein sie rechnete dennoch zu sehr auf seine Gutmüthigkeit, die sie im Herzen Einfalt nannte, als daß sie hätte ihren Plan ganz aufgeben sollen. Hennig mit seinem Zureden, daß der Major heirathen sollte, war ihr fürchterlich, und sie hatte einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch sah sie wohl ein, daß sie ohne diesen Menschen nicht zum Ziel kommen würde. Für's Erste war nun wegen der Hitze des Majors, die sie wohl kannte, nichts zu machen; sie wußte indeß, daß der

Major, sobald sein Zorn sich gelegt hatte, wieder so gutherzig war, wie vorher. Deßhalb verhielt sie sich Anfangs ruhig. Nach acht Tagen aber schickte sie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr fest ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedesmal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte und der Major seinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verschwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beschenkte die Amme sehr reichlich, und nahm die Artigkeit seiner Schwägerin so hoch auf, daß er satteln ließ, um nachher den Kleinen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was ihr befohlen war. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über seine schnelle Abreise nicht habe ruhig werden können.

„Hennig," sagte der Major unterweges, „hast du Lust, so reiten wir eine Stunde weiter. Es ist Mondschein. Ich habe ohnedieß mit meinem Bruder etwas abzumachen." Hennig sagte ja, und sie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg. Die Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in des Majors Gegenwart: der Verwalter sollte ja für den ehrlichen Hennig sorgen und es ihm an nichts fehlen lassen.

Heute sagte sie nicht ein Wort von Erbschaften, Testamenten und Grafentiteln; auch behandelte sie alle ihre Domestiken mit ausgezeichneter Güte, weil sie wußte, daß der Major Mißhandlungen solcher armen Leute im höchsten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die sie zu rasch ausgetheilt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie sah des Majors Vermögen schon als ihr eigenes an, und schonte daher ihre Leute, um ihr Geld zu schonen.

Dießmal ging alles gut, und der Major ritt erst nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenster gerufen zu haben: „sattle, Hennig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen bei'm Abschiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie schon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdrusse nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einsilbig gegen sie, und lachte laut auf, wenn der Verwalter mit Erstaunen zu ihm sagte: „mein Gott, die gnädige Frau geht ja mit Ihm um, wie mit ihres gleichen!"

Jeden Monat besuchte nun der Major seinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, desto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," sagte er, „ich komme so bald nicht wieder. Sie erziehen meinen Neffen, daß es eine

Sünde und Schande ist." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal schrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stimme des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dieß, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das ist nichts, Frau Schwester," sagte der Major: „der Junge müßte sich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als seine Amme!"

Die Frau von Halden sah ihn groß an, und hätte gern gefragt: „nun, und ist er denn das nicht? — Diesmal schwieg sie; doch nicht lange nachher scheiterte ihr Vorsatz, dem Major seine Grillen und seine seltsamen Behauptungen nachzusehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue sie auf den Schreihals los!" rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme Sie die Ruthe." Die Amme machte eine Miene, als ob sie Lust hätte den Befehl zu erfüllen. „Untersteht Euch!" rief die gnädige Frau, und sprang auf, rührt Ihr mir das Kind an, so seyd Ihr unglücklich!" — In einer halben Stunde saß der Major zu Pferde, und sagte zu seinem Hennig: „ich komme so bald nicht wieder." Hennig antwortete trocken: „das haben Sie schon öfter gesagt. Sie sind zu gut."

Dießmal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er hörte, es sey wieder

ein Erbe seines Namens unterweges. „Sie ist nun einmal meine Schwester," sagte er zu Hennig; „und du weißt, wie hitzig ich auffahre. Kann ich denn verlangen, daß sie ohne Fehler seyn soll? Höre Hennig, mit dem Balken und Splitter, das ist ein wunderschönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oestreichern. Ich manövrire so lange mit meiner Hitze um sie her, bis sie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, reite davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat sie wieder eine gute Stellung, oder fällt sie mir einmal in den Rücken, so bin ich mäuschenstill. Gerade wie mit den Oestreichern! Jeden kleinen Fehler, den sie machten, bemäntelten wir, und kein Mensch sprach von dem Guten, das sie hatten. Das ist Unrecht, siehst du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie ist reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß sie ihr Kind etwas zu sehr lieb hat, je nun! sie ist ja Mutter. Man sollte sich an die beste Seite der Leute halten, und nicht an ihre schlimmste. Ich will hinüber, Hennig. Es ist doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, so gut ich es auch meine."

„In Gottes Namen!" sagte Hennig: „ich mag kein Unkraut zwischen Verwandten säen. Mit so einem Ver=

wandten ist es grade wie mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böse treffen, man muß aushalten, weil es einem angewiesen ist. Ich will satteln; wir wollen hinüber. In ein Drachennest würde ich mit Ihnen reiten."

Hennig kannte die Frau von Halden sehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tausende gibt. In dem väterlichen Hause hatte sie nichts Wünschenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwischen den Menschen weiter keinen Unterschied, als den, daß einige reich, andere arm, einige vornehm, und andere gering sind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müssen. „Alle Menschen sind Brüder, sind vor Gott gleich," hieß bei ihr nur: die Armen haben die Erlaubniß, sich in den Kirchen unter die Vornehmen zu mischen; denn übrigens hielt sie sich von allen Menschen, die am Range unter ihr standen, in einer stolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den sie gebrauchen wollte, sogar sehr herablassend. Ihre Domestiken mißhandelte sie nicht aus Bosheit, sondern weil sie solche arme Menschen nie hatte anders behandeln sehen, und weil sie gar nicht einmal wußte, daß man sich anders gegen Untergebene betragen könne. Uebrigens hielt sie, gleich vielen andern vornehmen Damen, ei-

nen Sitz am Hofe; ein Band, einen Titel, für das höchste Gut, und großen Reichthum für das sicherste Mittel, es zu erlangen.

Trotz dem allen, war sie dennoch fromm. Unausgesetzt las sie jeden Tag Morgen- und Abendgebete, versäumte keine Kirche, konnte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahl, nicht aus Heuchelei, sondern wirklich mit religiöser Empfindung. Sie betrachtete Gott und die Kirche wie einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ihrer Fürstin täglich die Aufwartung macht. Den Befehl: „thut den Menschen wohl," glaubte sie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brod erhalten zu haben. Daß sie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeschreiblichem Stolze von sich zurückstieß, das war, meinte sie, in der Ordnung, die Gott selbst gewollt hatte, und die sie aus der Haustafel im Katechismus sehr gut kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und satt zu essen; auch bezahlte sie ihre Arbeiter pünktlich und würde sich sehr gewundert haben, wenn man noch mehr von ihr verlangt hätte.

Von ihrem Manne läßt sich weit weniger sagen. Er war eigentlich nichts, oder wenigstens nicht viel mehr, als

das Bild seiner Frau; nicht böse, nicht gut, nicht geizig, nicht freigebig; und diese Nullität las man auch schon in seinem Aeußeren. Er hatte eine hübsche Figur, aber ohne Leben; ein weichliches, volles Gesicht, nicht ohne Farbe, nicht mit Farbe, und gläserne Augen, die halb blind zu seyn schienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben. Was er gelesen hatte, konnte er so ziemlich wieder hersagen; deshalb spielte er in seinem Kreise den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er sich fühlte. Er sammelte Münzen, Mineralien, ausgestopfte Vögel, Kupferstiche, und auch Gemälde, wenn sie nicht zu theuer waren; hielt sich türkische Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete selbe im Pfeifen, fütterte in einem Glase weiße Mäuse, hatte Kenntnisse von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu sprechen. Bei Allem, was irgend einen Menschen sehr interessirte, stellte er sich begeistert ohne es je von irgend etwas zu seyn. Unaufhörlich war er beschäftigt; er leimte alle im Hause zerbrochenen Sachen, drechselte Etuis, und trieb noch andre solche Künste. Die Domestiken sagten: unser Herr ist ein Tausendkünstler; er weiß und kann doch alles! Und dieses Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in seine Miene. Er war gerade nicht stolz; denn er konnte einer Magd, die sein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühstück brachte, mit großer

Leutseligkeit seine elektrischen Experimente zeigen. Doch, wenn er das that, so mußte seine Frau weit genug seyn, weil sie seine Tausendkünsteleyen, und vollends seine Herablassung gegen die Domestiken, durchaus nicht leiden konnte.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie gesagt, ihre Größe; und da sie selbst nun wohl nicht höher steigen konnte, so dachte sie mit desto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht Unrecht, den Major mit List dahin zu bringen, daß er sich für diese aufopfern müßte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl sollte einmal, ausser ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Vermögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dieß war das hohe Ziel, das sie zu erreichen wünschte. Durch einen zweiten Sohn würde dieser Plan zerstört worden seyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete sich nun die Frau von Halden, als sie sich zum zweiten Male schwanger fühlte, daß sie ein Mädchen zur Welt bringen würde. Diese ihr so liebe Hoffnung wurde zuletzt bei ihr so gewiß, daß sie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal, da man ihr, weil sie es gern hörte,

von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunsches versicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der französischen Kolonie verschrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Französisch hören sollte. Frau von Halden bestimmte ihrer sehnlich erwarteten Tochter eine, wenigstens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf sie ihren Plan; indeß hütete sie sich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ sie sich gegen diesen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, sondern sprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieser Knabe Hennig heißen sollte. So that sie dem Major seinen Willen, und erwarb sich dadurch Rechte auf seine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die französische Wärterin — alles war auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: „ein scharmanter, kleiner Junker, Ihr Gnaden.“ Zum Glück hörte die Mutter es nicht; sie hätte sonst den Tod davon haben können.

Man verschwieg ihr das Geschlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halden es nicht wagte. Die

Mutter ließ sich das Kind bringen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte sich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie sie das oder jenes verlangte: macht, was ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Plane so gescheitert zu sehen, wurde sie krank; eine böse Brust, an der sie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte sie ungeduldig, und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unschuldige Kind. Man versuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen, bei ihr zu erregen. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Plane er zerstörte, so betrachtete sie ihn mit Thränen des Verdrusses, und gab ihn unmuthig wieder weg.

„Lieber Engel," sagte der Kammerherr am Tauftage, der beschleunigt werden mußte, weil das Kind sehr schwach zu werden schien: — „der Bruder dringt darauf, das Kind soll Hennig heißen. Er beruft sich auf dein Versprechen." — Mag er es nennen, wie er will! gab sie zur Antwort; was kümmert es mich!" Der Vater nahm diese aus Verdruß gesagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man sogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu ersparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andere einzuladen) zu der Wöchnerin, und wünschte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. „Schon getauft?" fragte sie ängstlich; „und

wie heißt er?" — „Hennig!" antwortete der Major. Die Mutter warf sich auf die andere Seite, und sprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kiud; sie stellte sich aber, als ob sie schliefe, um es nur nicht hinnehmen zu müssen.

Es währte nicht lange, so rief der Major zum Fenster hinaus: „laß satteln, Hennig!" Und die Dame kümmerte sich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und sie fand jezt sogar das Vermögen des Majors nicht mehr so reizend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen sollte. Wahrscheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn wohl bald erloschen seyn, wenn nicht der Name Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft sie das Kind so nennen hörte, fühlte sie einen innern Verdruß; und endlich gewöhnte sie sich daran, es immer mit finstern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erstgebornen, an dem sich nun sehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes, bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als sie sah, daß er, je stärker sie ihn haßte, desto mehr der Liebling des ganzen Hauses wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er sich

abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrschte, und, wer kann die seltsamen Widersprüche in dem menschlichen Herzen erklären? — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieser guten Eigenschaften um so stärker.

Endlich kam ein Mädchen! Was noch von dem stolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geschah. Das Mädchen sollte schön werden, zum Entzücken reizend seyn und Geschicklichkeiten aller Art haben, singen, malen, tanzen, um, sobald sie erwachsen wäre, eine sehr ausgezeichnete Rolle zu spielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorschein; aber immer stand Hennig allen Aussichten auf künftige Größe der Familie im Weg. Und, was noch schlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedesmal sogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf seinen Arm, setzte ihn auf seine Kniee, ließ ihn reiten, ließ sich von ihm den Schnurbart zerzausen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Die Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über seine Partheilichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur mit Karln so tändelten, wie mit dem wilden Jungen, dann sollten Sie sehen, wie lieb das Kind Sie haben würde!

„Tändeln? Gottes Wetter! man darf ja den Schreihals nicht starr ansehen, so thut er schon die Kehle auf.“

Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unparteiisch. Sehen Sie nur, wie gesittet Karlchen ist, und wie bäurisch grob der andre!"

„Das ist natürlich. Hennig kommt nicht von den Domestiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht leiden an Kindern, wenn sie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küssen; da sind sie, wie meines Bruders Hunde, die einem auch sogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr ältester Junge küßt mir die Hand, und sieht mich dabei mit so tückischen Augen an, als wollte er sagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Koth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erste Frage ist: hast du was mitgebracht, Onkel? und der erste Griff an meine Tasche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem ältesten nichts Kluges, Frau Schwester, sag' ich; höchstens werden Sie ein Antichambre-Ungeziefer herausbringen. In dem Hennig aber steckt ein Mensch; und wenn mich jemand zum Testamentmachen bringen könnte, bei Gott! so wäre er es. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hause haben!"

„Ja," erwiederte die Frau von Halden," weil er so gemein denkt, sein Herz an alle Menschen zu hängen, sie mögen seyn, wer sie wollen."

„Alle

„Alle Höllenteufel!“ rief der Major grimmig; „wozu ist er denn sonst da? . . . Lieber großer Gott,“ setzte er andächtig hinzu: „sey so gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter spricht! Weil er sein Herz an Menschen hängt! Je, so wollte ich, daß Pech und Schwefel ...! Nein, das ist zu arg!“ In diesem Augenblicke stürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüchtige Ohrfeige. Der Major lief, an allen Gliedern zitternd, zu seinem Bruder. „Sieh einmal,“ empfing ihn dieser, und führte ihn an ein Nest voll junger Kanarienvögel, „sieh einmal!“ — „Zum Teufel!“ rief der Major: „schämst du dich nicht, hier ein Nest voll Jungen anzustaunen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, gegen deine eignen Kinder so gefühllos zu seyn?“

„Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was ist denn? was hast du denn immer zu lärmen?“

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter....Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Nest voll Ungeziefer sehen, als auf deine Frau? Hieher führe sie, und . . .“

„Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungeziefer! Wann willst du doch endlich einmal, dich ausdrücken lernen?!

Der Major sah ihm starr ins Gesicht. „So geh!" rief er dann: „sorge du für die junge Brut hier, richte deine Vögel ab, und laß unterdessen gerade deinen besten Jungen, den Hennig, tyrannisiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hände gefallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterherz zu dem Jungen, als du. Ist er Euch zur Last, so gebt ihn mir. Ja, Bruder Toffel, gieb' ihn mir; ich will sein Vater seyn!"

Der Kammerherr beantwortete diese Aeusserung so der Queer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf seinem Fuchse saß und nach Hause trabte; aber verloren war sie dennoch nicht. Halden erzählte seiner Frau seine Unterredung mit dem Bruder. Sie wurde nachdenkend, überlegte das Anerbieten des Majors, und fand, daß sie es unmöglich immer mit seiner Hitze aushalten könnte, daß sie zulezt völlig mit ihm brechen, und daß der Major dann seinem alten Hennig, dessen Gesinnung gegen ihre Familie sie sehr wohl kannte, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte sie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu seinem Erben zu ma- en, hinnähme, so könnte ihr ältester einziger Erbe ihres großen Vermögens werden, und überdieß käme ihr jener, zu dem sie nun einmal kein Mutterherz in sich fühlte, auf diese Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen besuchen, und hatte Befehl, ihm auf diese Bedingung den Knaben zu lassen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte; und es wurde ein Instrument darüber aufgesetzt, in das aber, auf des alten Hennigs Betrieb, die Klausel: „wenn anders der Herr Major nicht heirathet und keine Kinder bekommt," eingerückt werden mußte. Der Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hennig blieb gern bei seinem lieben Onkel, der immer die Taschen voll gebrannter Mandeln hatte. Der Major drückte den dreijährigen Knaben an sein Herz, benetzte ihn mit Thränen des schönsten Vatergefühls, ging dann in sein Kabinet, blickte an die Decke, und sagte mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur von Einem deiner Geschöpfe. Gieb Segen zu meiner Erziehung! Ich will nichts versäumen, was ich thun kann; aber meine Kräfte sind schwach. Laß nur einen guten Menschen herauskommen; das Uebrige mag werden wie es will! — Und meine Hitze?" sagte er vor sich „Nun bin ich doch nicht mehr hitzig gegen meinen alten Hennig; ich werde es ja auch gegen meinen Sohn nicht seyn."

Er setzte sich an ein Fenster, das gegen Abend auf einen See hinausging und die Aussicht in eine reizende Landschaft hatte. An diesem Fenster faßte er alle seine

Vorsätze, und machte alle seine Plane, weshalb er es auch sein Grillenfenster nannte. „Es ist dann," sagte er einmal zu Hennig, „als ob ich vor Gott stände; sieh, und da macht man doch wissentlich nichts Schlechtes." Jezt saß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er schüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, pfiff den Dessauer Marsch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hinauf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er seine Pfeife hin, ging zu dem Pastor, und erzählte ihm, daß sein Bruder ihm aus großer Liebe eins seiner Kinder zum Erziehen anvertrauet hätte. „Lieber Herr Pastor," sagte er zulezt: „ich kann, was ein Husar können muß: und was zu einem guten Menschen gehört, weis ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Husar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Mensch irgend etwas werden, und mit Menschen umgehen lernen; allein dazu gehören Dinge von denen ich nichts verstehe. Lassen Sie einmal hören, was Sie davon glauben, Gelehrsamkeit ist eine schöne Sache, und ich nehme meine Müze vor nichts in der Welt tiefer ab, doch nur vor der rechten, Herr Pastor: denn die unrechte ist nicht einen Schuß Pulver werth. Das sehe ich an

einem Mann aus meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Ysop, hat Klapperschlangen im Hause und ausgestopfte Vögel, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter ist es auch nichts. Er handelt noch dummer als ich, so wenig ich auch von dem Allen verstehe; er ist nicht Herr im Hause, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menschen, von Sonne, Mond und Sternen spricht er Ihnen, daß es eine Lust ist; und doch weis er sein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er sagt, den Blitz leiten, und hat kleine Häuser von Pappe, an denen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer steckte ihm der Blitz die Scheune an. Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was thuts! Ja, es ist mein Bruder. Sehen Sie, das soll der Junge nicht wissen; denn diese Gelehrsamkeit ist wie eine Pistole ohne Hahn. Aber was sonst? Sagen Sie, Herr Pastor!"

Der Prediger war ein herzensguter Mann, doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht viel. Er hielt dem Major eine sehr undeutliche Vorlesung über den wahren Werth der Gelehrsamkeit, und schloß damit, daß der Knabe einen Hofmeister haben müsse. Der Major schüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder

nach Hause. Nach seiner Gewohnheit erzählt er nun die ganze Sache seinem Hennig. „Der alte Pastor ist ein lieber Mann, Hennig; aber so recht mag er wohl auch nicht verstehen, was zum Erziehen gehört; denn ich begriff nichts von allem, was er sagte, so aufmerksam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Namen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was ist das? so redete er von Atomen, von Dingerchen, die Niemand sehen kann, und so weiter. Das ist also nichts. Was sagst du nun, Hennig?“

„Ich sage, es will mir gar nicht zu Kopfe, daß so ein kleines Ding gleich hinter die Bücher soll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeister Bredow war, in Sachsen im Winterquartiere bei einem Magister. (So heissen da alle Pastoren, weil sie so gelehrt sind, viel gelehrter als die Preußischen). Nun, unser Magister hatte drei Jungen; die saßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten schon Dinge, die mir mein Lebetag nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magister, wie vor dem Rittmeister. — Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen spazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterscheiden. Wenn ein Rohr-

sperling pfiff, und ich fragte: „was ist das für ein Vogel?“ so wollten sie wissen, ob der Schnabel so oder so beschaffen wäre. Sagte ich das, so konnten sie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, so wußten sie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänffling war. Kurz, das Bücherwesen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder schwatzten über alles, und kannten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! so ein Junge muß doch erst Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einsperrt. Dann Kourage, daß man allen Menschen unter die Augen treten kann, ohne auszusehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man sich zu helfen weis, wenn man im Leben an einen Graben kommt, das braucht ein jeder, und das lernt sich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteste Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachsen, wie den Baum im Walde, lustig und liebreich. Fürs Erste sollte er mir alles eine Meile um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Hasen und Rehe, die Menschen nicht zu vergessen. Das kann ich ihn aber so gut lehren, wie ein Magister, oder wohl gar noch besser; und auch laufen, springen, weil ein Mensch kein Hund ist,

der an die Kette gehört, sondern pfeifen und trällallen soll er vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott."

„Und lesen und schreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem etwas zu Leide thut!"

„Ei, er wird von uns schon lernen, Herr Oberstwachtmeister, daß man einen Menschen nicht hetzen darf, wie einen Hasen zum Spaß."

„Auch keinen Hasen, Hennig! Gott Lob, ich habe noch keinen gejagt. So ein Thier hat so gut Empfindung, wie unsereiner."

„Nun, ich sagte das auch nur so gleichnißweise. — Sie haben ja auch den Förster, und den Gärtner und den Verwalter. Da hat der Kleine die ersten sechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun soll. Hernach habe ich nichts dagegen, daß er die Welt in Bildern und Büchern sieht; aber erst muß er sie sehen, wie sie leibt und lebt: sonst hat er mein Tage kein Gefühl dabei."

Der Major wußte keinen bessern Erziehungsplan für seinen Neffen, als den Hennig ihm angab; also ließ er es

dabei, ob er gleich sich heimlich vornahm, so bald als möglich einen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig nahm nun seinen kleinen Namensvetter mit in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Fischerei; machte ihn, so gut er es konnte, mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde bekannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterscheiden. Der Gärtner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förster alle Bäume nennen, und der Verwalter ihn in den Künsten und Geschäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang sah der Kleine mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und fuhr öfters auch selbst Lehm auf einen kleinen Karren herbei. So lernte er alle Instrnmente der Maurer- und Zimmerleute kennen. Oft sah er auch buttern, backen oder schmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeister lernte selbst nach seinen Besten, um nicht unwissender zu sein als sein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er sonst übersehen, und Fragen zu thun, die er sonst nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That sehr deutliche Begriffe von allen Dingen rings um ihn her. Schon im fünften Jahre ritt er mit seinem alten Freunde die Pferde in die Schwem-

me; denn obgleich der alte Hennig Oberaufseher im Hause war, so hatte er sich doch die Pferde durchaus nicht nehmen lassen. Da wuchs der Knabe auf wie ein Baum im Walde. Er balgte sich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, sah immer aus, als ob er selbst eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche seiner beiden Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das untersagten, und nach und nach sich selbst das Fluchen abgewöhnten. An seinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Leib und Eine Seele. Ein Vater kann seinen Sohn nicht herzlicher lieben, als Hennig den Knaben; und sie waren daher fast immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Husar ihn unter den buschichten Augenbraunen hervor mit finstern Blicken ansah, so stiegen Thränen in seine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulhexe! und der Knabe stürzte sich an seine Brust, und sagte: du mußt auch nicht schelten guter Hennig! — Ja, so mußt du nicht unartig seyn, Junge! rief der Alte, und weinte um die Wette mit dem Kinde, das sich dann gewiß wochenlang hütete, denselben Fehler aufs neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß diese auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben

ein wenig roh machte. An der Husaren-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterscheiden, daß ihre Grundfarbe scharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande so schnitt er ruhig eine goldne Schnur von der Uniform. In seiner Mütze holte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Wasser, um seine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug selbst dem Onkel auf und er sagte: „Junge, wie siehst du aus!" Der Kleine besah sich von oben bis unten, und antwortete: wie soll ich anders aussehen, Onkel? Ich maure mir in meinem Garten einen Stall. Die Hände und das Gesicht habe mir ja gewaschen; aber die Uniform soll ich nicht selbst rein machen: das hat mir Hennig verboten. — So ging es fast jede Woche einige Male; und der Major würde sich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn seine Schwägerin ihn nur mit ihren Besuchen verschont hätte.

In dem ersten Jahre war sie nicht bei ihm gewesen. Er selbst ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die scheinbare Entschuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Die Frau von Halden wußte aber schon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beschloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren,

im Grunde weniger, weil sie ihren vergessenen Sohn einmal wiedersehen, als weil sie ihren Schwager recht nachdrücklich beschämen wollte. Der Major wurde sehr ängstlich, als er die beiden schön geputzten Kinder in das Zimmer treten sah. Sie näherten sich mit einer anständigen Verbeugung, küßten seine Hand, sagten ein Paar Worte sehr artig, und setzten sich dann ganz ruhig nieder. „Wo ist denn ihr Pflegesohn?“ fragte die Mutter. In diesem Augenblicke flog die Thür auf und der kleine jezt sechsjährige Hennig stürzte mit dem fröhlichsten Verlangen in seinen feuerrothen Gesichte in das Zimmer; denn der alte Husar sowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigste Liebe für seine Aeltern und seine Geschwister beigebracht, weil sie sich scheuten, diesem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm sagte daß seine Mutter und Geschwister da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer seines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; seine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und seine Hände schmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe selbst stutzte, als er einen Blick auf seine Mutter und auf die beiden Kinder, die seine Geschwister seyn sollten, geworfen hatte. Sein Bru-

der, ein Knabe von sieben Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Gold, hatte einen Haarbeutel eingebunden, und seine zierlich frisirten Locken waren dick gepudert. „Wasche dich erst!“ sagte der Major mit großer Verlegenheit; und in Einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die Strümpfe auf, zog ihm seine beste Uniform an, schickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er sollte ja recht höflich seyn, der Mama die Hand küssen, und nicht ein einziges Mal fluchen.

Natürlicher Weise kam nun der Knabe ziemlich furchtsam wieder. Er ging oder stolperte vielmehr auf seine Mutter zu, küßte ihr schmatzend die Hand, und ließ sich von ihr über die Wange streicheln. Seine Geschwister waren unterdessen aufgestanden, faßten ihn, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und sagten: liebster Bruder. Der kleine Hennig sah vor sich nieder, und konnte fast nicht ein Wort erwiedern. „Er hatte eben gemauert,“ fing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boshaft; soll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr sie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfschütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das,

und ihr Gesicht erheiterte sich von boshafter Freude. Um ihn noch mehr zu beschämen, fing sie an, die beiden andern Kinder alle ihre Künste machen zu lassen. Sie fragte Emilien etwas Französisch; und die Kleine antwortete in eben der Sprache. Eben so ihr Karl. „Kannst du auch schon Französisch?“ fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. „Ein wenig!“ antwortete der Knabe. „Junge, du lügst!“ sagte der Major mit Erstaunen. — „Nein, Onkel; bei Roßbach riefen sie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig gesagt.“

Die Frau von Halden seufzte, und fing nun an die guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihrer Kinder zu preisen. Die Kinder sagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obst gab: ich danke Ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig nichts, gar nichts. „Aber mein Gott,“ sagte die Mutter zulezt mit Bitterkeit zu dem kleinen Hennig: „du weist ja auch nicht das Mindeste! Ein wahrer Kloz ist aus dir geworden.“

Der arme Knabe stand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand so hart mit ihm gesprochen hatte. Er sagte leise und furchtsam: „ich habe dich so lieb, Mama!“ und nun warf er sich laut schluchzend seinem Oheim in die

Arme, legte sein Köpfchen an dessen Brust und umfaßte seinen Hals. „Sehen Sie!“ sagte der Major: „das kann er: die Menschen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Beiden da nicht.“ Nun küßte er den Knaben, und sagte: „geh in den Garten, mein lieber Sohn, und nimm deine Geschwister mit.“ Er fühlte, daß er auf dem Wege war, seiner Schwägerin etwas Hartes zu sagen; darum sollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an seinem rechten Orte. „Was ist das? kann man das essen?“ fragten bald Karl, bald Emilie; und immer gab Hennig eine richtige Antwort. Er pflückte seiner Schwester die schönsten Blumen; und wenn sie eine reife Birn sah, so war er wie ein Wind oben im Baume, und holte sie herunter. „Ach,“ sagte das kleine Mädchen: „wie kann der liebe Bruder klettern!“ Als die Kinder erst bekannter und folglich auch gesprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle seine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannst du?“ fragten ihn die beiden Kinder mit großer Verwunderung. Den Augenblick holte er seinen kleinen Litthauer aus dem Stalle, schwang sich hinauf, und machte die ganze Reitschule, die sein alter Hofmeister ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was seinem Bruder an

ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen schon besser zufrieden. „Höre," sagte sie lächelnd, als er ihr alle seine Sachen, seine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Pistolen gezeigt hatte, ich möchte auch wohl hier beim Onkel seyn, wenn es sich schickte." — „Sich schickte:" unterbrach sie der älteste; „schickt es sich denn, daß ein Fräulein Wasser trägt und Blumen begießt? Das gehört für die Bauern!"

„Ich bin ein Bauer!" sagte Hennig vergnügt; und ein Baron, und ein Mensch, meint Onkel, soll ich wohl auch noch werden!" Damit ging es wieder in vollem Springen Gang auf, Gang nieder. „Siehst du, Mielchen," sagte Karl, „wie ungezogen! er ist? wie ein Bauer! Die Mama hat es wohl gesagt!" — „Recht ungezogen!" antwortete das kleine Mädchen. „Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen seyn!"

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als sie nachher wieder abfuhren, erzählte Karl der Mutter unterwegs, wie ungezogen sein Bruder gewesen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obst, das er ihr gegeben hatte, und setzte hinzu: „Mama, der Bruder Hennig weis alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich ist er; — aber recht ungezogen!" setzte sie hinzu, weil sie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während dem Mutter und Kinder sich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und seinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und sein Freund in einem Gespräche über ihn begriffen. „Das ist nichts, Hennig!" sagte der Major: „Packe nur ruhig „Packe nur ruhig ein. Ich habe mich geschämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre was wir thun? Ja, wäre es mein eigner Sohn, siehst du, so möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er ist nicht mein. Es kann nicht so bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperson im Hause ist; so eine ordentliche meine ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du solltest sehen, wie reinlich der Junge seyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hause wäre. Höre einmal, Hennig, da habe ich an unser Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir die hier hätten! Sieh! schon hundertmal ist es mir aufs Herz gefallen, ob ich auch wohl Recht thue an dem Mädchen. Hundertmal! Hat sie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich schicke ihr, seitdem ich weis, wo sie wohnt, alle Jahre dreihundert armselige Thaler, und sie schreibt mir jedesmal einen Brief, der allein so viel werth ist. Ja, wenn sie Aeltern hätte, oder verheirathet wäre, so könnte ich denken: sie hat Jemanden, den sie liebt, und braucht dich nicht. Aber so ist sie ganz allein,

ohne Verwandte! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld schicke, da ich ihr doch weit mehr schuldig bin. Ich denke, ich schreibe ihr, daß sie kommen soll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich sie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major schrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anstatt der Antwort, die Jungfer Riesen selbst auf den Schloßhof gefahren, Hennig sprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: „unser Mädchen aus Böhmen, Vivat!" Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sehen; also verstand er den Ausruf seines Hennig, und eilte mit dem Ungestüm der Leidenschaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht sprechen, und sie nur in seine Arme schließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott sey Dank, daß ich dich habe! „Nun sage, was soll ich dir seyn: Bruder oder Vater?" „Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb hast; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf sein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh Hannchen!" sagte er herzlich; und faßte seinen Hennig in die Arme: „sieh, so liebe ich den Menschen! Frage ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher

lieben kann; er wird dir sagen: nein. Nun sieh, eben so will ich auch dich lieben. Ja, lieben, troz der ganzen Welt! Denn was Verwandtschaft! Sie kommt von Gott, und ich habe allen Respekt dafür; (er nahm die Müze ab) und Gott weis, wie schwer es mir wird, wenn mein Herz sich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muschel. Habe ich Unrecht, so vergebe es mir Gott! Aber sie machen es mir darnach. Und wie habt Ihr es gemacht!? In Noth und Tod Euch für mich hingegeben. Und in der Bibel steht: es ist keine größere Liebe, denn die, wenn einer sein Leben läßt für seinen Bruder. Hab ich Unrecht? Nein!" (Er sezte seine Müze auf.) „Ihr seid meine Verwandten, lieben Kinder! O, wenn ich Euch nur mein ganzes Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte sie Beide mit nassen Augen und brechender Stimme.

Von diesem Tage an wurde das Leben in des Majors Hause ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie sie jezt hieß, die Mamsel Riesen, hatte dem Major gefehlt, um seine rauhen Sitten etwas abzuschleifen. Sie war eines sächsischen Predigers Tochter, und hatte sich mit ihren Aeltern gleich zu Anfange des siebenjährigen Krieges nach einem böhmischen Dorfe geflüchtet, wo Verwandte von ihr wohnten. Hier rettete sie den Major, und pflegte ihn, als er an seiner Wunde krank lag. Nachher wurde das

Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging sie in die Lausitz zu einem Verwandten, und dann als Gesellschafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hause sie die Hölle hatte. Hier erfuhr sie zufälliger Weise den Aufenhalt des Majors, schrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Estaffette Antwort, nebst einer artigen Summe Geldes, und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre später wurde sie von dem Major eingeladen, die Erzieherin seines Neffe zu werden; und hierzu taugte sie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele stark, und Umgang mit Menschen, ihre Art sich zu benehmen, sich auszudrücken, und Menschen zu behandeln, geschmeidig gemacht hatte.

Sie war jezt acht und zwanzig Jahre alt, und nicht schön, aber interessant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in sie, die besten Zimmer im Schlosse zu beziehen; sie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem See hinaus. Er schickte seinen Hennig in die nächste Stadt, und ließ ihr eine Menge der schönsten Zeuge zu Kleidern kommen; sie nahm das Geschenk an, bat sich aber aus, in der Folge ihren Anzug selbst wählen zu dürfen. Auch blieb sie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas

andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf bestand, daß sie mit ihm essen sollte. „So sind wir drei zusammen," sagte er: „denn Hennig hat es sich nicht nehmen lassen, bei Tische aufzuwarten."

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannchen übergeben. Sie sollte ihn, meinte der Major, nur im Aeußern bilden; allein sie nahm sich seiner auch in andern Stücken an. Hierzu hatte sie Zeit genug, da sie blos die Oberaufsicht über den weiblichen Theil der Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wissen des Majors, der darauf bestand, daß es schlechterdings nicht scheinen sollte, als ob sie in seinen Diensten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung bekommen, und war selbst recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben lesen und schreiben lehren, was bis dahin der Schulmeister gethan hatte, der aber seine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jezt wie im Fluge. Hannchen wußte so schöne schauerliche Geschichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Kindern und Poltergeistern; aber sollte sie ihm erzählen, so mußten seine Hände, sein Gesicht, ohne den mindesten Flecken, und seine Uniform in der besten Ordnung seyn. Der Major selbst hörte Hann=

chens Geschichten beinahe eben so gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieser allemal erst die Musterung seines Oheims passiren, ehe sie Beide zu der Mamsell hinüber gingen.

Hennig und der Major setzten unterdessen die Reitstunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn schon okuliren und pfropfen, und der Förster meinte, der Junker wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigal, ohne zu fehlen, von einer Drossel zu unterscheiden wußte. Ausserdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktischer Kenntnisse in den Gewerben der Menschen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, besonders die Armen, mit denen er zuweilen sogar in heimlichen Verkehr wegen seines Taschengeldes stand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er sich ganz ab, weil Mamsell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Gesellschaft mit, weil Hannchen sonst eine ernsthafte Miene machte. Dabei war er ein bildschöner Knabe, den man nicht, ohne sich zu freuen, ansehen konnte: immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, sein Herz mit jedermann zu theilen, sanft mit allen Menschen, wild und feurig in seinen Fantasieen und Spielen, muthig, dreist, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig sein „Hussah!“ rief, und biegsam wie ein Wei=

denschößling, wenn Mamsell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun schon dem Onkel die Zeitungen vor, und nicht in einem schleppenden, singenden Tone, sondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und selbst die Mamsell, was sie sagten, stark betonten, wie alle Menschen, die das, was sie reden, auch fühlen. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamsell Hannchen, wenn sie mit ihm zufrieden war, auch eine schauerliche Mordgeschichte. Nach einem halben Jahre sagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was sagst du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen ist!? Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal besuchen!“

Zu diesem Besuche wurden — denn der Major hatte seine Eitelkeit so gut wie jeder andre Mensch — große Anstalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und sein Litthauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeschafft: „denn,“ sagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hause ist, da muß auch ein Wagen seyn; und, Hennig, könnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vortrefflichen Hannchen?“

Der Wagen fuhr mit, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu schwer

geworden seyn möchte; und Hennig halte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg sprang der Knabe aus dem Wagen, und setzte sich auf sein Pferd. Nun ging es im Trabb auf Moorberg zu, und im Gallop sprengten die drei Reiter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenster gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anstand abstieg; dann nahm er seinen Neffen bei der Hand und führte ihn mit Triumph in den Saal, brumte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübsch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gästen, und alle Augen wendeten sich mit Vergnügen auf den siebenjährigen Knaben, der sehr anständig und doch mit einem frohen, zutraulichen Gesicht an der Seite seines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die selbst Mamsell Hannchen gelobt haben würde, und nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er sogleich auf seine Schwester zu, die er seit dem Besuch der Mutter gar nicht wieder hatte vergessen können, und kramte die Säbeltasche aus, in der er Blumen, Obst und Kuchen für sie mitbrachte. Der Major trat mit stolzer Miene vor seinen Bruder hin. „Da ist dein Sohn, Bruder Toffel! . . . Ich sage dir," setzte er leise hinzu, „in dem Jungen steckt etwas!" Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Innigkeit um den Hals, nahm

dann seinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich und küßte ihn wieder.

Alles sammelte sich um den kleinen Husaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf seinen Schultern schwammen. Eins entriß ihn dem Andern, küßte ihn und ging dann zu der Mutter, um ihr zu sagen, wie glücklich sie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anstand und machte dem Kind einige Liebkosungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben; „laß satteln, Hennig!" Aber er hoffte, sein Kleiner sollte die Mutter herumbringen; und überdieß fiel ihm ein, daß er noch gestern der Mamsell versprochen hatte, sich nicht von seinem Zorn hinreißen zu lassen. So biß er sich dann auf die Lippen und schwieg. Die Mutter rief Karln und fragte ihn um etwas; der Knabe antwortete ihr mit vieler Redseligkeit. Nun wendete sie sich zu einem von der Gesellschaft und sagte: „in der That, mein Aeltester würde sich an einem Hof sehr anständig benehmen." Sogleich eröffnete sie auch ein Examen mit dem kleinen Hennig; der sah sie mißtrauisch an und antwortete ängstlich, oft auch verkehrt. Der Major hatte einen derben Fluch auf der Zunge; doch unterdrückte er ihn noch. Während dessen hatte der Kammerherr mit einem seiner Gäste von seinem Kabinet gesprochen, und die ganze Ge-

sellschaft bat ihn nun einstimmig ihr doch seine Seltenheiten zu zeigen. Man ging und die Kinder folgten. Zuerst öffnete Halden einen Glasschrank voll ausgestopfter Vögel. Er schwieg, um sich an den Blicken der Gesellschaft zu weiden; und auch diese schwieg, als ob sie vor Erstaunen nicht reden könnte. Emilie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeigte ihm den Schrank und sagte: „sieh einmal! was ist das?" „Das will ich dir sagen," antwortete Hennig: der erste ist ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen ist ein Reiher; der vierte eine große Ohreule; dann kommt ein Storch, dann eine Weihe. Sie stehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zusammen, und da das Wasserhuhn in der zweiten Reihe auch: denn das sind Sumpfvögel; und die Raubvögel sollten auch beisammen stehen."

Alle Köpfe drehten sich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte sie alle, bis auf einen Flamingo. „Den kenne ich nicht" sagte er; „aber es ist auch ein Stelzenläufer." „Bruder," sagte der Kammerherr; „hast du dir auch ein Kabinet angeschafft?" „Nicht doch!" erwiederte der Major; „auch hat mein Hennig in seinem Leben noch keins gesehen." Während dessen fing der Knabe an, da ihn je-

mand fragte, von der Lebensart der Vögel eben so bestimmt zu sprechen; er nannte ihre Nahrung, unterschied Zugvögel von andern und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach mit Holzarten auf. „Kennst du das auch, was Papa hier hat?“ fragte Emilie. Der Vater hielt ihm ein Stück Holz hin: „was ist das?“ — Eichenholz,“ antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widersprach, gab er sehr bestimmt die Kennzeichen an, und man sah deutlich, daß er seiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meisten Holzarten und sprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu seyn — über die Behandlung und über den größern oder geringern Nutzen derselben, so daß jeder sogleich einsah, er spreche nichts Erlerntes nach, sondern habe Alles aus eigner Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maschinen, die in dem Kabinet seines Vaters standen. Er ertieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Bestimmung; denn er kannte die Mahl= und Oelmühle in Sollingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind diese und ähnliche Kenntnisse sehr leicht bekommen würde, wenn man es nur zu Mühlen und andern Maschinen hinführte und ihm die Einrichtung derselben erklärte.

Alle Anwesenden staunten diese Kenntnisse um so mehr an, da sie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten sich lange besinnen, ehe sie eine Eiche von einer Buche unterscheiden konnten; und hier unterschied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man flüsterte allgemein: „das ist erstaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kind!" Jede Mutter sagte dem Major die aufrichtigsten Lobsprüche über seine Erziehung, und wollte die Kunst von ihm lernen, ihre Kinder eben so weit zu bringen. „Es ist gar keine Kunst, meine Damen," sagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sachen vollkommen verstehen. Da steckt es. Er lernt die Naturgeschichte, wie mein Bruder der Kram nennt, von dem Förster im Wald, von dem Tischler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Feld; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeister, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Namen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauern, bei dem Bäcker, dem Leinweber und was wir sonst noch auf dem Dorf haben. Da sieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was die meisten Kinder aus Kupfern lernen sollen, die sie nicht begreifen."

Als man die Art und Weise erfuhr, wie der Kleine

seine Kenntnisse bekommen hatte, fing man doch an, ein wenig die Köpfe zu schütteln. Ein Reitknecht der Ober-Hofmeister! Das verdarb dem Major seinen Triumph fast gänzlich; und die Mutter, die bis jezt sehr kleinlaut gewesen war, wurde nun wieder etwas muthiger. „Nein," sagte sie: „und sollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum ist, so ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Gesellschaft seyn. Hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weis, wie Leinwand gemacht wird?"

„Was es ihm hilft, Frau Schwester? Sehr viel! Es hat sogar mir geholfen, daß ich bei dieser Gelegenheit noch Manches gesehen habe. Er lernt die Menschen lieben, weil er weis, wie sauer es den meisten wird, ihr Brod zu erwerben; er lernt sie ehren, weil er begreift, daß diese Menschen alles thun, was nützlich ist, was das Leben angenehm macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß-, Blut- und Angsttropfen auf dem Feldern der Armen hangen, und wird daher seine Jagd nie durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und seines Fleisches Willen!"

Man fand diese Aeusserungen des Majors ein wenig ketzerisch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle

aus dem Katechismus schloß, so wagte man es doch nicht, ihn anzugreifen. Die Herren schwiegen; die Damen schnatterten unter sich, und man unterschied nur die Worte: seinem Range nichts vergeben! Reitknecht! gemeine Leute! unanständig!

Die Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennigs; aber er hielt sich so gut, gab so freundlich nach, spielte so vernünftig mit, war so folgsam, und selbst gegen die Bedienten so höflich, daß sie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunst wieder erhielt, um welche ihn die Relation von seinen Hofmeistern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn lesen. Er las zu ihrem Verdrusse so richtig und gut, daß die Gesellschaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anwesenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mutter hervor; denn ihr Liebling wurde übersehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung schon sehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von seinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung sprechen zu hören, stand mit einem sauren Gesichte da. Er hatte sich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit seiner Gelehrsamkeit, besonders mit der Naturgeschichte, zu verdunkeln; und das war sehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel

auf alles das Kluge, was Karl zu sagen glaubte, sondern spielte mit Emilien ruhig fort; und diese war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr so viel mitgebracht hatte.

Die Mutter sah Karln mit sehr verdrießlichem Gesichte da stehen. Sie wollte durchaus seinen Wunsch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von seinen guten Eigenschaften. Man lobte ihn sehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Husaren hockte man sich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und sagte fröhlich: „welch ein Engel!?"

Heute wurde der arme kleine Hennig seiner Mutter, die ohnedieß schon starken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte er ihren Liebling, den er die Erbschaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, so würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben ungesitteten Major, der ihr so viele Wahrheiten ins Gesicht sagte! Sie sah nicht einmal hin, als der Knabe seinen Litthauer bestieg und mit seinem Oheim von dem Hofe sprengte.

Als die Gesellschaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennigs ausbrach, standen der Mutter beinahe Thränen des Verdrusses in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf sein Zimmer, und machte seinem Hofmeister bittre

Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntnisse nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, weil sie ihn, ohne ihre Gesellschaft, nicht einmal in den Garten gehen ließ. Der Hofmeister versprach Wunderdinge, spottete über Hennigs Kenntnisse und machte so seine Gebieterin wieder heiter. „Seyn Sie nur fleißig, Junker Karl," sagte er; „der soll Sie nicht überholen!" Der Knabe rief mit Ungestümm: „ich will auch reiten lernen." „Recht gern, Karlchen," sagte die Mutter, um den eitlen Knaben nur zu beruhigen, der auf diese Art in dem unnatürlichen Haß gegen seinen Bruder immer mehr bestärkt wurde.

Emilie wußte nichts von Haß gegen irgend einen Menschen, und am wenigsten gegen ihren Bruder. Ihr guter Genius hatte ihr eine sehr verständige Gouvernante vom besten Herzen zugeführt. Man war im Hause, eben wegen dieser guten Eigenschaften, ganz und gar nicht mit der Französin zufrieden, und würde sie bald wieder weggeschickt haben, wenn sie nicht nach dem Urtheil aller Kenner das Französische vortrefflich gesprochen hätte. Sie selbst blieb nur aus Liebe zu ihrer armen Mutter und zu Emilien in einem Hause, worin man sie die ganze Last des Ahnenstolzes fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größten Verachtung von allen Bürgerlichen sprach und den Kindern bei jeder Gelegenheit die Lehre gab, auf ihren

Rang

Rang zu halten und sich mit geringern Menschen nicht gemein zu machen. „Es mag," schrieb sie ihrer Mutter, die nur von der Unterstützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menschlich seyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer von uns würde gern ein Recht fahren lassen, das er einmal hätte? Aber wenn das ganz natürlich ist, so finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerstand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet und ihm die Vorzüge beneidet, die er selbst so hoch in Anschlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Mesalliance wie von der Handlung eines niederträchtigen Schurken spricht; ich schweige indeß und trinke das Gift geduldig hinunter."

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Gesellschaft der Frau v. Halden so viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeister blieb, der ihr durch seine Schmeicheleien und sein kriechendes Wesen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie fast ununterbrochen in ihrer Gesellschaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil diese sie liebte; der Knabe hingegen wenig, weil sie ihn mit einer Art von Widerwillen ansah. Liebe des Lehrers zu seinem Schüler ist ja die schönste Hälfte des Unterrichts.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur ersinnliche Mittel an sich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und die Frau von Halden sah es gern, daß Emilie sich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil sie auf diese Art größere Fortschritte in der französischen Sprache machte. Ueberdieß war Emilie bei weitem nicht so sehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf diesem beruheten ja alle Plane zur Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr die Plane durchzusetzen.

Die Mutter konnte also zum Glück auf Emilien nicht beträchtlich wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menschen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht suchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Hennig zu erhalten. Emilie hatte, als sie in Sollingen gewesen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leise vertrauet: „der Bruder küßte den alten schmuzigen Reitknecht; ich habe es der Mama nicht gesagt: sie war so schon böse genug!“

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lobe nennen gehört, aber ihn noch nie gesprochen. Hofmeister und Französinn aßen nemlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tische; und

ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Ursachen, den Major mit Beiden nicht zusammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hause von dem Major mit solcher Ehrfurcht sprechen, daß sie nothwendig aufmerksam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und sagte: „Sieh, lieber Hennig! das ist meine Gouvernante.“ — „Was ist das?“ fragte der Kleine, und die Französinn erklärte es ihm. Ja, sagte er, nun weis ich es.“ Du bist bei Emilien Mamsell Riesen, die mich so lieb hat, und die wir alle, ich, Onkel, und der große Hennig so lieb haben.“

Die Bonne erkundigte sich näher; und der Knabe beschrieb ihr genau, was die Mamsell den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel sie hätte, und so weiter. Er gefiel ihr mit seiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit seinem zutraulichen Wesen; und sie ihm nicht minder. Nicht lange so lief er wieder in den Saal zu seinem Oheim, und flüsterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamsell Riesen, die ihr recht gut ist!“ Der Major hatte schon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu seiner Freude gefunden, daß sie noch ein natürliches, unverdorbenes Kind war. Er fragte; und sie erzählte ihm von ihrer Bonne so viel Gutes, daß er sich vornahm, das

Frauenzimmer kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zuflüsterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein; und nach einer Viertelstunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und sagte: „Sie sind ein gutes Mädchen, liebe Mamsell, und ich freue mich, daß ich ihnen meine Hochachtung dafür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hause fort?“ — Sie zuckte die Achseln. — „Nicht wahr, Sie sind hier in der ägyptischen Dienstbarkeit? Aber, hören Sie, liebe Mamsell, ich habe an Emilien gesehen, daß Sie nicht ohne Segen hier sind. Rechnen Sie Eins ins Andre. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das ist auch Freude. Und sehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir Ich glaube die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder sich hassen, da hat der Teufel sein Spiel, und der Jammer seinen Thron. Liebe Mamsell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei seinen Geschwistern wenn auch nicht bei der Mutter. Lassen Sie die Kinder nicht vergessen, daß der Hennig da ihr Bruder ist; so, wie er bei mir nicht vergessen soll, daß sein Herz eigentlich hier seine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört

habe, liebe Mamsell, daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand küsse — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren . . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Wasser kommt mir in die Augen. Ich habe auch Aeltern gehabt und weis, wie glücklich Sie sind, daß Sie das können! . . . . Was wollte ich doch sagen? . . . Ja so! In meiner Familie ist ein Vermächtniß für Witwen, das das nemlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante sah ihn scharf an, doch nur aus Neugierde, weil sie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie sehen mich darauf an, liebe Mamsell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht sagen kann, was man fühlt." — Sie verstand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf sein Herz, und sagte: „Gerade heraus! In meinem Herz ist das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer so guten Tochter muß sich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun suche? Sie thun ja so viel für meines Bruders Kinder!" (Mit diesen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tisch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamsell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir gesagt, wie viel Sie hier im Hause be-

kommen; und das ist ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an."

Das Mädchen nahm des Majors Geschenk mit vieler Rührung, und sagte mit dankbaren Blicken: „o meine Mutter!" Der Major bat sie, in jeder Art von Verlegenheit sich an ihn zu wenden, und verließ sie dann wieder.

Jezt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emiliens Herzen aufgegangen war, um so weniger ausgerottet werden; denn die Bonne mischte geflissentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen sich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennigs. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn diese bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, so meinte die Bonne: so etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, so brachte er Emilien jedesmal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig mit; und eben so hatte er nach einem Besuche in Moorberg immer etwas für seinen Hennig, das seine Aeltern und seine Geschwister ihm schickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob sie gleich — denn Kinder sind ja aufmerksamer auf das Betragen der Erwachsenen, als man denkt — bald merkte, daß diese Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienst war.

Einmal fragte sie in ihrer Unschuld: „aber warum sind Sie denn böse auf den Bruder Hennig, liebe Mama?" und sie bekam zur Antwort: „weil er ein ungezogener Bauerjunge ist, der nichts lernt! Die Bonne sprach indeß anders, ob sie gleich das Kind zu überzeugen suchte, daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie sah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr sie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg gewesen war, übernahm sie seine Vertheidigung; allein sie zog sich dadurch einen starken Verweis von der Mama zu. Von nun an schwieg sie, und — wie das bei Kindern fast immer der Fall ist — freuete sich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete sich ein, Hennigen desto zärtlicher zu lieben; und sie that das wirklich, weil sie sich in ihren Herzen jezt mehr mit ihm beschäftigte.

Zwischen Karln und Hennig war das gute Verhältniß nicht wieder herzustellen, obgleich der Major sich deshalb viele Mühe gab. Karl nahm sogar einen Litthauer, so sehr ihn auch nach einem Pferdchen verlangt hatte, ziemlich kalt, weil der Major ihm sagte: sein Bruder Hennig schicke ihn.

Hennig wußte von dem allen nichts. Er liebte seine Aeltern, seinen Bruder, und besonders seine Schwester,

sprach alle Tage vor ihnen, und freuete sich, wenn er hörte, daß er bald einmal wieder nach Moorberg reiten sollte. Bis jezt dachte er mit keinem Gedanken daran, daß seine Mutter ihn gegen ihre andern Kinder zurücksetzte; auch konnte er das um so weniger denken, da alle Menschen in Sollingen ihn so herzlich liebten. Neben den alten Beschäftigungen lernte er jezt Gellerts Fabeln auswendig, und auch so viele französische Wörter, als Mamsell Hannchen und der Major wußten. Er schrieb so gut, wie Hannchen selbst, und rechnete an den Fingern oder auf dem Papiere beinahe so fertig, wie der Verwalter, der es ihr lehrte. Mamsell Hannchen wußte in der That nichts mehr mit ihm anzufangen, und hielt sich jezt nur an eine Regel ihres Vaters: „Kinder müssen jeden Tag etwas auswendig lernen.“ Aber, was sie ihm aufgab, wußte er bei seinem glücklichen Gedächtnisse in einer halben Stunde auswendig; und dann war er wieder unbeschäftigt.

Der alte Hennig hatte schon oft über das viele Lernen seines Lieblings gemurrt. Jezt bekam er nun wieder freie Hand mit ihm; und nicht lange, so ritt, hieb und schoß der Knabe mit seinem Lehrmeister um die Wette. Zwar hörte der Alte wohl mit Thränen in den Augen zu, wenn sein Liebling vor ihn mit lauter Stimme die Gellertsche Erzählungen „Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir

mein Freund," rc. vordeklamirte; aber dennoch sagte er, wenn die Freude vorüber war: „das Pappeln hilft zu nichts in der Welt! So was kann einer hersagen, daß einem die Thränen in die Augen kommen; und dabei hat er vielleicht ein Katzenherz. Ich habe alle meine Lebetage gesehen, daß Leute, die am besten schwatzen können, am wenigsten thun. Sie sprechen von Mitleiden, und die Pfennige sind ihnen ans Herz gewachsen." — „Aber was soll man denn machen, guter Hennig?" fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und so blieb es, wie bisher: die Mamsell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn; und lernte dabei Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major schien sich jezt nicht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter als je allein, saß öfter als je an seinem Fenster, und blies den Tabaksrauch nachdenkend vor sich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus seinem trüben Schweigen bringen. Ehemals war es seine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verse vordeklamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Nutzanwendung in sehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jezt hörte er, mit der Tabackspfeife im Munde, dem Kleinen zu, wendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab, auf irgend eine Blume in der Tapete, und

zog die Stirn in düstre Falten. Offenbar hörte er die zweite Hälfte nicht, und dann sezte er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an sein Fenster.

Hannchen fragte den alten Hennig: „was fehlt denn unserm Herrn Major?“ und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal seine Pfeife an, und immer ging sie ihm wieder aus, weil er zu rauchen vergaß. Ehemals war, sobald er auf das Pferd kam, alles Unangenehme vergessen; die Runzeln auf seiner Stirne verloren sich dann, und niemand durfte so leicht eine abschlägige Antwort von ihm befürchten. Jezt legte er seinem Fuchse den Zügel an den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, so sagte er; „Hennig, laß uns nur umkehren, die Luft ist zu rauh.“ „Heute ging er wieder nach Hause, sagte Hennig zu Mamsell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, im Dorfe Lieferungen anzusagen; da konnten die Gäule auch die Füße nicht heben.“

„Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberstwachtmeister, und den Doktor hohlen? fragte Hennig endlich.“

„Den Doktor?“ erwiederte der Major, und stand vom Fenster auf, „ist jemand krank? doch nicht etwa Hannchen?“

„Hannchen? Ey, ich wollte, Alles im Hause wäre so frisch und gesund, wie die! Die blühet ja wie eine Rose!"

Da hast du Recht! wie eine Rose, Hennig! wie eine Lilie! denn so rein ist ihre Seele. Aber wer ist denn sonst krank?"

„Sie selbst, lieber Herr Oberstwachtmeister. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!"

„Hennig, thu ich das? Nun, so vergebt es mir. Ich dachte, Ihr solltet es nicht merken.

„Nicht merken? Der Kleine sogar merkt es, und ist betrübt, wenn Sie seinen Spruch nicht ganz überhören. Das ist nichts, Herr Oberstwachtmeister! Sie müßen sagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hilfe seyn! Ich gräme mich, und Mamsell Hannchen grämt sich auch. Sehen Sie, nun stehen Sie schon wieder da, wie ein General, der sich hat vom Feinde überrumpeln lassen, und den Degen abgeben soll. Frisch, Herr Oberstwachtmeister! Den Säbel heraus, und sich durchgeschlagen!"

„Du hast gut reden, Hennig! Mich durchschlagen kann ich, das weist du wohl. Aber . . . Ja, wenn's nur Ku-

geln wären; ich wollte hier nicht am Fenster sizen und mit der Hand über das Gesicht fahren, wie jezt so oft, weil ich nicht weis, wo mir der Kopf steht."

Nun, was ist es denn?" — Der Major schüttelte den Kopf. — „Herr Oberstwachtmeister, fuhr Hennig bewegt fort, denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins hinten hinein gegeben hatten. Da sagten Sie auch: reite nur, Hennig! ich habe mein Theil. Ich ritt nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jezt schütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder sagten: reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmahl nicht. Sagen Sie doch, was ist es?"

„Diesmahl hat der Feind besser getroffen. Die Kugel sizt hier." (Er legte die Hand auf das Herz, und Hennig sah ihn starr an.) „Laß das, alter Hennig, es wird wieder gut werden."

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm seine Müze ab, und sagte: „Herr Oberstwachtmeister, ich bitte, sagen Sie es mir. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, so könnte ich mir doch auch ein Fenster suchen, und . . . Herr Oberstwachtmeister, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, sagen Sie es mir."

Der Major ging unruhig im Zimmer auf nnd nieder, weil er sich noch immer nicht recht entschließen konnte. Endlich sagte er: „Aber Hennig, kannst du schweigen?"

„Als ob mir ein Vier und Zwanzigpfünder das Maul verstopft hätte."

„Es ist ein dummer Streich von mir, Hennig! daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe."

Hennig starrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen wenigstens eben so zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden sein Leben für ihn gelassen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weis ich nicht, wie ich es anders hätte machen sollen; denn die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und dem Vater ist ein ausgestopfter Adler lieber als alle seine Kinder Ja, ich mußt es thun, und Gott hat es auch gesegnet: die ganze Welt freuet sich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabei begangen. Du weist, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Testament zu machen. Es ahndete mir, daß das mein Unglück seyn würde. — Der Kleine ist Erbe meines ganzen Vermögens. Verstehst du nun, Hennig?"

„Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Sollingen haben sollte, und Ihren Schweiß-

fuchs, und den Polaken, und den Türken — sehen Sie, ich könnte das Nest bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf schießen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und Hexen hier wohnen. Das könnt' ich abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen sollten, Hennig? Denen wolltest du es nicht gönnen? denen könntest du es abbrennen?"

„Ihren Kindern?" Hennig blieb mit offnem Munde stehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr sagen. — „Ihren Kindern?" fragte er noch einmal. „Ja, das ist ein anders! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod, und sollte ich Sie überleben, Herr Oberstwachtmeister! so mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott haben, die dann wohl schon ausgedient — nehmen, wer Lust hat. Aber mich, Herr Oberstwachtmeister, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne sie nicht. Sie haben noch neulich gesagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundschaft; und so ist es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zugedrückt habe, so gehe ich mit dem Kleinen, und ginge es in die Hölle."

„Und meine Kinder, alter guter Hennig," fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „meine Kinder könntest du verlassen?"

„Seh einer, in was für Noth ein Mensch gerathen kann! Sonst wußt' ich immer, wie ein Blitz, was ich sagen, was ich thun sollte. Und hier? Ich will mich besinnen, Herr Oberstwachtmeister. Versprechen kann ich's nicht; das schwör' ich Ihnen bei meiner Seele! denn thäte ich das, so müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberstwachtmeister! Nun begreif' ich wohl, warum Sie da saßen und seufzten. Steh' ich doch selbst da, und die Augen sind mir voll Wasser. Aber, sagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?"

„Ich wußte es ja nicht früher! antwortete der Major und erröthete."

„Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erst nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tische waren, ein wenig, wenn ich hier am Fenster saß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte."

„Gott behüte, Herr Oberstwachtmeister! Sie machen einen ganz bange mit Ihren Reden. So was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er sah seinen Herrn furchtsam und theilnehmend an.) Wo sind denn ihre Kinder?

„Kinder? Jezt habe ich noch keine; aber Henning, — ich könnte ja heirathen.“

„Könnte! Haben Sie mich doch fast eiskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhaftig, die Kinder wären schon an der Thüre. Ja könnten! aber Sie werden nicht.“

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde ....“

„Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?“

„.... sitze ich da so am Fenster und vergehe wie ein Schatten. Das ist ja eben die Kugel im Herzen.“

„Da mag der Henker klug werden! Sie wollen nicht heirathen und darum eben sitzen Sie am Fenster? Wer zwingt Sie denn?“

„Hennig, hab ich's dir denn noch nicht deutlich genug gesagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht.“

„Und das .. Ha ha! nun geht mir ein Licht auf! .... und das haben Sie alle Tage so ein wenig mehr gemerkt?

gemerkt? Darum saßen Sie auch so, und sahen Mamsell Hannchen an, und wußten kein Wort zu sprechen, und saßen doch da so lange, daß mir die Fußsohlen weh thaten, und ich mich setzen mußte. Also Mamsell Hannchen möchten Sie heirathen?"

Der Major erröthete und schlug die Augen nieder.

„Viktoria!" rief Hennig, warf die Müze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thüre hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du hast mir versprochen zu schweigen! Höre doch, Hennig! Du siehst ja, ich darf nicht. Hab' ich denn nicht den dummen Streich gemacht mit dem Testamente? Die Hände sind mir gebunden."

Hennig fing endlich an, das einzusehen. Man überlegte nun; aber das Ding wollte sich auf keine Weise angreifen lassen. Das Testament umzustoßen und Henningen bloß Kindestheil zu geben, schien Beiden unrecht, so edelmüthig es auch ein Andrer hätte finden können; „denn, sagte der Major, ich habe mein Wort gegeben."

„Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberstwachtmeister, so schlagen Sie es Sich aus dem Sinne!"

Bayerische Staatsbibliothek München

„Ja, siehst du Hennig! das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weis, warum. Als mein Vater starb, da machte meine Schwägerin so allerlei Dinge, die ich wohl sah und die mein Konsulent wohl wußte. Ich sollte processiren mit meinem Bruder; und auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachsen. Davor schämt' ich mich. Ich hatte wohl Lust dazu, große Lust, besonders wenn meine Schwägerin so ehrlich that; aber sieh! ich schlug es mir aus dem Sinne, nahm Sollingen, und ließ es gut seyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geschlagen, was du nicht weist, und was kein Mensch wissen soll; hier aber ist es nicht möglich. Wenn ich Hannchen ansehe, so wird mir so wunderlich; das Herz ist mir so voll, und ich kann nicht sagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlug ich bei Tische die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was hast du sie anzusehen!? — so hörte ich sie sprechen, und da war es nicht besser. Ich antwortete nicht ein Wörtchen, damit sie still seyn sollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich sie wieder ansehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war sie überall, wohin ich sah. Hörte ich ihre Stimme draußen, so flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen sollen. Ich wußte nicht so recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das

Bayerische Staatsbibliothek München

Mädchen so lieb hast. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zulezt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in sie bin. Vorher war ich ihr gut, weil sie so treu, so sanft, so wohlthätig ist; jezt aber? — jezt möchte ich ihr die Hand küssen, mit der sie bei Tische vorlegt. Ich kann mit ordentlicher Lust ihre schlanke Gestalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter der Schürze hervorsieht. Gibt sie mir die Hand, so zittre ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in sie. Ich lachte sonst immer, wenn man sagte: er ist zum Sterben verliebt, und nun muß ich alter, beinahe fünfzigjähriger Schnurbart noch lernen, daß das ein wahres Wort ist! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige lassen, und wieder vom Kornet an dienen, wenn ich Hannchen dafür bekommen könnte. Siehst du? nun kann ich sagen: reite nur, Hennig! ich habe meinen Theil! Den Jungen, Hennig laß ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es ist mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andere, was ich mich zu sagen schäme, weil es so ein Handel ist, den man sogar einem jungem zwanzigjährigem Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Graubart! Ich habe hundertmahl gedacht, laß den Plunder dem Jungen; hast du doch eine schöne

Summe baar und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hinterher schämte ich mich aber. Was sollte der Junge im zwanzigsten Jahre thun, wenn der Onkel im fünfzigsten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid gestorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich beginge, hintreten und sagen könnte: mein Onkel hat es nicht besser gemacht. Ja, könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer wüßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann ich mein Herz nicht losreißen. Siehst du, Hennig! zuweilen wünsche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weis, welchen dummen Streich sie verhindert hätten! So steht es mit mir. Was sagst du nun?"

Hennig legte den Finger an die Nase: „Sünde ist es nicht, Herr Oberstwachtmeister! das weis ich; denn sonst steckte es nicht in der Natur. Daß man sich davor schämt, wie Sie sagen, das ist nichts; denn der Armuth schämt man sich auch, und sie ist doch weder Sünde noch Schande. Also, Herr Oberstwachtmeister, seh' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie lassen sollen. Wie es sich mit dem Testamente machen läßt, weis ich freilich nicht; aber wenn ein Mensch in der Welt Rath geben kann, so ist es Hannchen."

Der Major überzeugte den alten Husaren bald, daß Hannchen gar nichts wissen dürfte. „Auch das!“ sagte Hennig. „Aber heirathen müssen Sie Mamsell Hannchen; denn es ist, Gott weis, nichts Böses dabei. Und möglich muß es werden, da sez' ich unsere beiden braunen Kutschpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Mamsell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Testamente ein wenig rücken könnten.“

Einen Pfiff, Hennig? Das ist nun, Gott weis, nichts. Wozu soll das hinten herum Schleichen, als zum Betrügen? In so einer Sache, wo es auf Worthalten ankömmt, hat man mit seinem Gewissen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen keine Pfiffe. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewissen auf's Reine, und dann, was noch ein schwerer Stand seyn wird, mit Mamsell Hannchen; so möchten die Leute reden, was sie wollten. Siehst du, das wäre gerade wie meine Schwägerin sagt: seines Vortheils halber kann man wohl etwas verschweigen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann; und das will ich bleiben, so lange ich lebe.“

In diesem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und rief zu Tische. Der Major schlug erröthend die Au=

gen nieder, und Hennig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen. Bei Tische war Hennig immer in tiefen Gedanken ,und sezte weder Teller, noch sonst etwas ordentlich hin. Wenn er seiner Meinung nach ein Mittel gefunden hatte den Major aus der Verlegenheit zu ziehen, so sprang er hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm freundlich zu. Dann wurde der Major jedesmal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die Geberden des alten Husaren, und sein Zuwinken; auch sah sie des Majors Erröthen, und konnte also leicht denken, daß die beiden Männer etwas unter einander hätten, das sie nicht wissen sollte. Man stand endlich vom Tische auf, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Der Major ging still auf sein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwischen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie seinem Herrn zu helfen wäre.

Er sann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. — Nun sprang er glühend vor Freude auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angst und Noth gemacht als damals die Kroaten. Aber durch hab' ich ihn! — Er lief zu seinem Herrn, der eben voll Sorge die Augen geschlossen hatte, schüttelte ihn, und sagte: „Herr Oberstwachtmeister, Hannchen ist Ihre; und an dem Testamente wollen wir nicht ein Haar rücken!" Der Major richtete sich im Bette hoch auf, und

Hennig fing an: Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntausend Thaler ein, das ist klar; und die sind bisher Jahr aus Jahr ein darauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtausend ein, sie stierten noch Wittwen und Waisen auf, daß alles darauf ginge. Nun, sehen Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, künftig geben wir jährlich etwa siebentausend Thaler aus, und legen dreitausend hin. —"

„Hennig, die Wittwen und Waisen laß' ich keine Noth leiden. Das ist nichts."

Nun ja doch. Diese dreitausend Thaler, die wir jährlich beilegen, sollen eben für Wittwen und für Waisen seyn, die Sie auf der Welt am liebsten haben. Sie heirathen Mamsell Hannchen. Jezt sind Sie beinahe ein Fünfziger, und geht es nach der Bibel, so haben Sie noch zwanzig Jahre, auch wohl länger, vor sich. Dreimal zwanzig, das sind sechzig tausend Thaler. Aber gesezt auch, Sie lebten nur noch zehn Jahre, so sind es doch dreißig tausend Thaler. Hätten Sie dann etwa drei Kinder, so bekäme jedes einmahl zehntausend. Das wäre doch aller Ehre werth. Und glauben Sie denn, der kleine Hennig würde Ihre Kinder Noth leiden lassen?"

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hochzeit stürbe, Hennig, und ließe Wittwe und Kind zurück!?"

„So habe ich jährlich vierhundert Thaler. Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts gesammelt? Wo sollt' ich denn mit allem dem Gelde hin, das Sie mir fast jeden Monat schenken? Und dann die Summe, von der Sie heute sagten, und Gottes Segen dazu, und so eine sparsame Mutter, wie Hannchen, mich selbst nicht zu vergessen! Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachsen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten soll, wie der Kleine, wenn er seinen Spruch aufsagt? Es geht! wahrhaftiger Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen lassen."

Der Major richtete sich hoch im Bette auf, weil die dreiste Versicherung seines Hennigs ihn mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte diesen Plan schon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jezt war der ehrlichste in der Welt von selbst darauf gefallen. Der Major stand auf. Man zündete Licht an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Schatulle. Es waren ungefähr vier tausend Thaler. „Ein Nothpfennig!" sagte der Major. „Ja wohl! erwiederte Hennig, und ein Liebes-Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannchen schon drei hundert Thaler jährlich vermacht. O ho! Geld genug! Gott gebe nur so viele Tausende, als wir Hunderte haben!"

„Was wird meine Schwägerin sagen!" brachte der Major zulezt noch mit tiefem Nachsinnen hervor.

„Mag sie sagen, was sie Lust hat! Wir halten uns ja an das Testament. Heirathen müssen Sie; und, ich dummer Hans, so lange Mamsell Hannchen im Hause ist, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamsell Hannchen noch wecken; so vergnügt bin ich!"

Der Major seufzte tief, strich langsam das Geld zusammen, und sagte: „Was hilft unser Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehst du! da kommt noch ein Kroat, Hennig. Ja, wenn der weg wäre! Es ist ein junges, hübsches Mädchen, und ich noch Gerade ein alter Mann. Meine Hize dazu, und das Tuckmäusern der lezten Monate über, mögen mich auch schlecht bei ihr rekommandirt haben. Weis Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn sie mir nur ihre Hand gäbe, so könnte ich ihr wohl versprechen, daß nie wieder ein böses Wort aus meinem Munde kommen sollte."

„Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längst besser wüßte! Das ist nun gar nichts!"

„Was weist du denn, Hennig? Sag einmal. Du sollst sehen, daß ich Recht habe."

Ich weis, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit nassen Augen von Ihnen spricht. Noch neulich sagte sie: der Herr Major sizt zu Pferde, wie ein junger Mensch. — Lassen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will."

„Und wenn sie nicht wollte, lieber Hennig! Großer Gott, ich habe sie so lieb, so unaussprechlich lieb."

„Ei, Herr Oberstwachtmeister, ich will sie morgen schon ausholen. Aber ich sage Ihnen, sie will."

„Das Ausholen ist nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das diese Nacht überlegen. — Morgen mehr." Hennig ging. Der Major rechnete nun noch einmahl, und schlief, zum erstenmahl in seinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am andern Morgen war Hennig früh auf, und hohlte die Staatsuniform hervor. Er bath Hannchen um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. „Sehen Sie nur, sagte er dann zum Major, und zeigte auf den Puderbeutel; der Feind hat uns selbst die Munition geliefert, mit der wir ihn beschießen wollen." Der Major wollte an=

fangs nicht; er meinte, es müßte ehrlich zugehen. Indeß, da sein Hennig darauf drang, so ließ er sich pudern, zog die beste Uniform und die gelben Stiefel an, band die Tasche um, und strich sich den Knebelbart. — „Und nun, sagte Hennig, können Sie dreist einhauen!"

Hennig öffnete die Thür. Der Major hohlte einen tiefen Seufzer, sah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit seinem — „Nun! fort doch!" trieb, den Fuß, und zog ihn wieder zurück. „Es ist ein närrisches Ding um so einen Gang," murmelte der Major. „Was kann mir nun geschehen, als daß das gute Kind Nein sagt?" — „Sie wird Ja sagen," erwiederte Hennig. „Aber machen sie doch; sie geht sonst wahrhaftig in den Garten hinunter. Marsch!"

„Es ist doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weist du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörst du?"

„Der Kleine ist im Felde. Ich habe ihm gesagt, er soll sich vor Tische nicht sehen lassen; sonst könnt' er Ihnen in die Flanken fallen."

„Ich weis ja wahrhaftig noch nicht einmahl, was ich sagen soll, Hennig. Ein Viertelstündchen muß ich mich doch erst besinnen."

„Sie müssen sich nicht besinnen, sondern sagen, was Ihnen das Herz eingibt.“

Der Major schritt langsam über die Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür stehen, und sah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Er krümmte schon den Finger, um anzuklopfen, besann sich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopf und den Händen zu winken. „Wenn sie nun Nein sagt!“ Hennig fluchte seit langer Zeit zum erstenmale wieder. „Höre Hennig,“ sagte der Major und setzte sich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erst ein wenig auf den Busch geklopft hätte: nicht meinet, sondern des guten Kindes wegen.“ Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn sie es so ein wenig vorher merkte, so könnte sie sich doch besinnen, sich in Positur setzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich so in ihr Zimmer hinein fiele, wie in Feindes Land.“

„Ey, sie wird es wohl merken, wenn Sie nur so zu ihr kommen. Und Hannchen weis allemal, was sie sagen soll, weil sie immer die Wahrheit sagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die schöne Zeit!“

Beide überlegten so noch eine halbe Stunde lang. Der Major stand auf, und setzte sich wieder. Als er endlich entschlossen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — „Habe ich es nicht gesagt? Nun ist es heute nichts. Denn Nachmittag geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jezt könnte schon alles richtig seyn, und Sie säßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.“

„Morgen ist es mir lieber, Hennig. Ich will dir sagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jezt ärgert es mich erst, daß ich mir das Beste habe abschwatzen lassen; ich könnte es selbst gebrauchen, Sie wird die Geschenke nicht ansehen, das weis ich wohl. Aber es ist doch besser; ich kann damit anfangen, und so gibt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen: warum ich ihr das gebe.“ Er holte den Schmuck hervor, und er sowohl als Hennig putzten nun daran mit unbeschreiblicher Emsigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu sagen, und wunderte sich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tisch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und stellte sich ein paar Schritte

weit von der Thür, weil er nicht horchen sollte. Der Major erröthete, so oft Hannchen ihn ansah, und hatte nicht das Herz, ihr sein Anliegen zu sagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, sah Hennig ihr ängstlich, neugierig in das Gesicht. Er bemerkte darin eine sehr gleichgültige Miene, brummte mit großen Unwillen: „nun, so schlage das Wetter d'rein!" und sprang zu seinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen schüttelte den Kopf vor sich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in seiner Staats-Uniform, und, zum erstenmahl, so lange sie im Hause war, gepudert; sein Erröthen gestern am Tische; heute Hennigs Winken und wegschleichen, und dann das Puzen der Ringe, der Armbänder: das alles schien Hannchen sehr seltsam. Mittags kam der Major mit Spizenmanschetten und sehr sorgfältig rasirt zu Tische. Während der Mahlzeit erröthete er wieder einmal über das andre, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tische erzählte der Kleine seiner lieben Mamsell: Hennig hätte ihm verbothen, diesen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zusammen nahm, und noch des Majors seltsame Unruhe während der lezten Wochen hinzu rechnete, mußte sie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anschlag auf sie hätte. Sie

wurde sehr bestürzt, und in ihrem Kopfe war ein solches Chaos, daß sie schlechterdings nicht überlegen konnte, was sie thun müßte. Den Nachmittag ging sie dem Major und Hennigen absichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete sie sich schnell an, schlich sich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte gestern Hennigen sehr stark darüber brummen hören, daß er den günstigen Augenblick so ungenützt hatte vorüber gehen lassen: heute versprach er aber, desto dreister zu seyn. Er war sehr bald angekleidet, ging nun rascher den Gang hinunter, sagte leise vor sich eine kleine Anrede her, und pochte herzhaft an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmahl. Endlich machte er die Thüre auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langsam wieder um, und sagte mit Kopfschütteln: „Hennig, es ist, als ob es nicht seyn sollte! Ich habe doch alles ersinnliche Unglück dabei."

„Was Unglück! Glück haben Sie, sag' ich, alles ersinnliche Glück! Sie ist nicht im Zimmer? Nun, sonst pflegt sie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu singen, zu lesen, oder zu nähen. Haha, Mamsell Hannchen! Herr Oberstwachtmeister, sehen Sie denn nicht, daß Sie schon gewon=

nen haben? Gestern Abend bei Tische wurde sie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft sie nun gar davon."

„Das nennst du gewinnen, Hennig, wenn sie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, sie würde nicht wollen? Du siehst es ja, sie fürchtet sich, daß sie Nein zu mir sagen soll; darum geht sie mir aus dem Wege. Warum sonst?"

„Sie zittern wohl nicht? und Sie sind wohl so dreist zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müssen, wie ein Vater seinem Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will!" — Mit diesen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, so laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben sollte.

Sobald Hannchen aus dem Felde zurück kam, trat Hennig ernsthaft auf sie zu, und sagte: „Mamsell Hannchen! Sie sollen gleich zu unserm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu sagen." — Dieser Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der

Ma=

Major nicht mit ihr sprechen, wenn der Anschlag ihr galt; und doch, auf wen anders sollte das alles gehen?

„Weis er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?" fragte sie ein wenig ängstlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

„Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamsell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb so lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamsell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte; er will um Sie anhalten."

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!"

„Nun, meinetwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und schappiren Sie nicht wieder! Dann soll der Herr zu Ihnen kommen, wie es auch wohl recht ist. Aber sitzen muß er nicht mehr da, und seufzen, und sich sein Leben abkümmern; das soll er nicht länger! weis Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu ist er zu gut. Und haben Sie ein Herz zu ihm, liebe Mamsell, was Gott geben mag,

so halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau."

Nun ging Hennig zu dem Major, und sagte ihm ganz kurz: „Mamsell Hannchen ist zu Hause, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, und Gott sey mit Ihnen!" Er zog den erstaunten Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieser Anblick machte ihn sehr bestürzt, gab ihm aber auch allen seinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind," sagte er, faßte ihre Hand und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen sollen Sie nicht. Noch nie ist ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge soll nicht das erste seyn, das Thränen des Kummers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weis Gott. Ich möchte Sie nicht einmal überreden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich lasse alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reizendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag sich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Wesen, um ihre Hand ianhält. Ohne meinen alten Hennig hätte ich es auch still weg getragen, und Sie würden erst mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie h erzlich der alte Major sie

lieb hatte. Trocknen sie die schönen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie sollen ungestört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb hatte."

Hannchen weinte noch stärker. Des Majors Auge stand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und seufzte tief, um sich Athem zu schaffen. „Herr Oberstwachtmeister," sagte sie endlich leise: „wissen Sie zuverlässig, daß Sie mit mir glücklich seyn würden?"

„Liebes Kind," erwiederte der Major, „das ist keine hübsche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält."

„Herr Major, haben Sie alles überlegt? Haben sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Testament?"

„An alles, liebes Kind! Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wir, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt, und ich schon ganze Monate vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebiethen, und Sie müssen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Lassen Sie es gut seyn. Weinen sollen Sie nicht wieder."

„Nun, so will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben als Ihnen und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige.“ — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major so höchst unerwartet, daß er wie betäubt stehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und seine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Ist es so? sagte er endlich, und drückte seine Lippen auf ihre Hand; hab' ich Sie recht verstanden? — Lieber guter Gott! — Nehmlich daß Sie meine Frau werden wollen. Haben Sie das gemeint?“

„Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie mit ganzer Seele liebe; ich will Sie glücklich zu machen suchen, und in Ihren Armen glücklich seyn.“ — „In meinen Armen, liebes Mädchen!“ rief der Major, und drückte sie an sein Herz; „in meinem Arm? ist das wahr?“ — Hannchen schlang ihren Arm um seine Schultern, und beide hielten sich innig umfaßt.

Jetzt steckte Hennig, der diesmahl doch gehorcht hatte, den Kopf vorsichtig in die Thür. Als er die Umarmung

sah, stürzte er hnein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, mein lieber, glücklicher Oberstwachtmeister!" Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf seine Müze in die Höhe, und beging tausend andre Thorheiten. Auf einmahl lief er weg, kam bald mit dem Juwelenkästchen wieder, und steckte es dem Major in die Hand. Der Major sah es an, lächelte und sagte: „Seze das nur wieder hin, Hennig! Hier haben wir Beide, Hannchen und ich, Juwelen sizen," (er zeigte auf die Thränen in seinen Augen) „die mehr werth sind, als der Bettel. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jezt bin ich wieder der Major Halden. Das da wird Hannchen einmahl nehmen, wenn wir sonst nichts zu sprechen haben. Trag es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir waren Kinder, Hennig und ich, liebes, edles Hannchen, so alt wir auch sind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Puder in die Haare gestreuet, als wollte ich Sie blenden? Gott Lob, daß es so gekommen ist! Sie haben den Firlefanz nicht gemerkt, und ich, als Sie mir da die runde Hand gaben, ich dachte, ich stände mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!"

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu sehr ernsthaften Untersuchungen, welche des Majors Testament be-

trafen. Der Plan, den seine Liebe erfunden hatte, schien Hannchen zwar ein wenig romantisch, allein da der Major aus zarter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, so ging sie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand sie diese bei weitem nicht so groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin des Majors von seiner Heirath sagen würde. Darüber ging nun wieder der Major lachend weg; und so fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Hennig ging unterdessen hinunter, und seine Freude konnte nicht schweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Mamsell Riesen und der Herr Major sind Braut und Bräutigam. Jedermann freute sich über diese Heirath. So wie Mamsell Hannchen sich unten im Hause sehen ließ, starrte man sie freundlich an, und die Haushälterin wünschte ihr sogar schon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moorberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerst dahin käme.

Schon in einer Stunde saß er mit seinem alten Hennig zu Pferde, und ritt, noch immer überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, sagte er: „wir sind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen ist! Mich

soll nur wundern, was meine Schwägerin sagen wird." Aber nun sprach er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde, jezt schärfer ins Auge, und konnte nicht läugnen, daß er auf alles nur sehr unbestimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten sah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre" sagte er zulezt ganz betreten zu Hennig: „es ist mir, als sollte ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Streiche zu kauen. Ich weis nur nicht, wie es die Leute anfangen, die immer dumme Streiche machen. ?"

„Hm!" erwiederte Hennig: „die machen einen dummen Streich mit dem andern wieder gut."

„Ich gäbe Geld darum, wenn ich das auch könnte. Gib Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmste ist, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke sagen würde. Ich könnte mich freilich darauf berufen: es steht in den Akten: „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;" aber damals versprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr, Hennig soll Erbe des Gutes seyn und bleiben, sieh! so glaubt sie das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat

sie nicht Recht zu sagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was soll ich ihr dann antworten?"

„Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht seyn; denn, haben Sie ihr schon je etwas zu Danke gesagt? Aber den Jungen lassen Sie Sich nur nicht abschwazen! Den gebe ich nicht heraus, das sage ich Ihnen."

So kamen sie Moorberg immer näher. Diesesmal ritt der Major, gegen seine Gewohnheit, sehr langsam über die Zugbrücke und sagte nicht ein Wort von den griechischen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, welche Hoffnungen seine Schwägerin sich schon seit mehreren Wochen machte!? Sie hatte unter den Sollingern einen Spion, der ihn hinterbrachte: der Major ist krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und sizt am Tische, ohne zu essen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Mamsell sind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte Herr nicht haben." Das alles verhielt sich wirklich so. Aber daran, daß nun die Frau von Halden zu jedermann mit klagendem Tone und lauernden Augen sagte: „Mein Schwager in Sollingen ist krank. Er ißt nicht mehr, er spricht kein Wort.

Lieber Gott! die Kriegesstrapazen können auch die stärkste Gesundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbste abfallen!" — daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekäme, wenn der Major stürbe, Sollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Diese Hoffnung war bei ihr schon so gewiß, daß ihr Mann sich nicht mehr unterstand, zu sagen, was er dachte: „mein Bruder überlebt uns Alle." Einige Wochen früher äußerte er einmahl so etwas; aber die gnädige Frau erwiederte, mit glühend rothem Gesichte: „rede doch nicht so unvernünftig in den Tag hinein! Ich sage dir, er kommt nicht durch den Herbst. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. — Meinetwegen mag es zusammenfallen. Will Hennig da wohnen, so kann er es wieder aufbauen lassen, wann er mündig ist. Der Junge erbt ja ohnedieß mehr als sein Bruder." — „Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannst! Du weist ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt." — Sie fuhr mit Hize auf, und ihr Mann schwieg, wie er von jeher gewohnt gewesen war.

Heute stand sie nun am Fenster, und auf einmahl ritt eben der Mann, von dem sie glaubte, er läge auf dem

Todbette, frisch und gesund auf den Hof. Sie wendete sich erschrocken vom Fenster ab zu ihrem Manne, und sagte, vor Aerger beinahe weinend: „dein Bruder ist da! ... Gott vergebe mir die Sünden! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen, mich arme Frau!"

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?"

„Gethan? Geh ihm nur entgegen. Er kommt schon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht sehen."

In diesem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit seiner gewöhnlichen Eil, sondern bedächtig, vor Verlegenheit hustend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erste Frage war: „wie befinden Sie Sich denn, Herr Bruder?" Der Major antwortete mit einigen hm! hm! schüttelte den Kopf, sezte sich, und sah finster vor sich nieder. Er wußte nicht anzufangen, und nahm einen Umweg. „Hören Sie, Frau Schwester, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weis, Sie hätten ihn schon längst gern gehabt; und da Karls Geburtstag bald einfällt, so will ich den Jungen mit dem Steinbruche anbinden."

Auf einmahl verschwanden alle Falten in dem Gesichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. „Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verläugnen; Sie müssen immer geben!“

„Geben? Von Herzen gern, Frau Schwester. Was wollte ich nicht thun, wenn ich nicht wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufriedenheit nähmen!“

„Ich Theil nehme? Liebster Major, fragen Sie meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundigt habe.“

„Ei, krank bin ich nicht gewesen. Hören Sie, das war ein besonderer Kasus, Frau Schwester!“ (Er strich sich über das Gesicht). „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich jezt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch beigehen lassen, Bräutigam zu werden.“ — Zum Glück sah der Major vor sich hin auf den Boden; sonst würde er an der Todenblässe seiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil sie an seinem Glücke nahm. — „Aber,“ setzte er nun sogleich hinzu: „der Hennig sowohl, als Ihre andern Kinder sollen nicht darunter leiden.“ Es bleibt beim Alten.“

Das waren doch Worte des Trostes für die gnädige Frau; ihr Mann zerstörte sie indeß sogleich wieder mit der Frage: wie ist das möglich?

„Wie das möglich ist? Höre, lieber Bruder Kammerherr! hast du wohl schon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?"

„O ja! rief die Schwägerin erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer versprochen, nicht zu heirathen?"

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, sehen Sie."

„Und das ist auch gegen Gottes Gebot, werden Sie sagen, Ihre Kinder zu verstoßen, um Ihres Bruders Sohn erben zu lassen."

„Verstoßen? Wer redet davon? Ich möchte nicht einen Hund verstoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, so sollte doch keins Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben."

In diesem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich heissen Thränen, und sagte: „großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!"

„Höllen Teufel!“ fuhr der Major auf: „Frau! Gott erbarme sich! Sieh, Bruder, ich zittre vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der Junge wäre, Gott straf mich! reicher als ich, und wenn er auch mit seinem Bruder theilen sollte. Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, was Euer Ziel und Streben hier ist? Ich soll nicht heirathen, damit der Junge da schlemmen oder geizen kann. Denn weiter — Gott erbarme sich, aber es ist die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da sitzt Ihr hier den ganzen Tag, und schindet und schabt Gesinde, Unterthanen, Kirchendiener und Hofmeister; laßt um Euch her Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben und Feuerschaden wüthen und toben, ohne Euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott Euch gibt, kehrt Ihr in baaren Fluch um; das Gewinsel der Hungrigen um Euren verdammten Geldsack her könnt Ihr anhören, ohne daß Euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen schon auf dem Strohe liegen kann, weil der Ihro Exzellenz heißen soll! — Darum — o ich weis es! — darum war der Hennig Euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter . . .“ Er sprang wüthend auf den Knaben los: „Geh auf deine Stube, Junge; du hast hier nichts zu suchen!“

Der Knabe sprang zur Thür hinaus; und der Major

ließ seinen Ton sinken. „Der Teufel! ich habe den Jungen nicht gesehen. Gott vergebe es mir! Ein Kind soll nicht die Schuld seiner Aeltern wissen. Aber wahr ist es, sage ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und Euch fuchteln; das Geizen, die Habsucht, sollte Euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich recht; darum hieß es, meine Hitze würde jede Frau unglücklich machen. Jezt weis ich es besser. Hier bin ich hitzig, hier; gegen meine Braut bin ich, Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet Ihr mich tcd beten, Ihr ständet nicht auf von der Betbank; den Geldsack stelltet Ihr vor Euch hin, die Bank ließt ihr mit Gold beschlagen, und Euer hochadeliches Wappen daran setzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieeten. Meint Ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel seyn! Der Junge wird ein hochmüthiger Narr mit seinen Haarbeuteln und seinen Steinschnallen! ein Fluch für seine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte stehen; wenn nicht mehr von Kammerherrenschlüsseln, Grafentiteln und Landgütern, sondern von guten Thaten die Rede ist, und seine Unterthanen, die Gott an ihn gewiesen hat, wie an den Verwalter des Segens, Ach und Weh über ihn rufen . . . Nein, Gott behüte, daß es

nicht wahr wird! Es ist meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel, wenn der selige Vater, der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen lassen, wenn der hier sähe, wie du Vögel ausstopfest, und deine Moorberger aushülsest, wie du Finken blendest, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesstrafe gesetzt hatten, wie der kleine Hennig mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu sagen!?"

Hier ließ der Major den Ton gänzlich sinken. Der Gedanke an seinen Vater söhnte ihn mit dem Bruder und den Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder" fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin: „traue es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie gesagt, Hennig behält Sollingen. Das steht fest, wie die Welt, und wenn ich so viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre sind."

Diese Versicherung setzte die gnädige Frau in Erstaunen. Nach einem solchen Donnerwetter hätte sie wenigstens erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag aufheben würde; und jezt wollte er ihn unverletzt bestehen lassen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielte doch wenigstens Kindes-Theil; diesen Theil aber konnte sie ihm von der väterlichen Erbschaft abziehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.

In dieser Hinsicht zog auch sie, als der Major seinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. „Mein Gott, Bruder Fritz!“ müssen Sie denn auf eine halbkranke Mutter so losstürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel sagt? Es ist doch so natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder sorgt!“

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte: „halbkranke Mutter,“ hatten ihn schon entwaffnet. „Halb krank?“ sagte er mitleidig. „Nun, so vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jezt sehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Gesichte aussehen. Was fehlt Ihnen denn?“

Kurz, man fing wieder an sich zu vertragen. — „Und wer ist denn ihre Braut, Herr Bruder?“ fragte die Schwägerin endlich. — „Die Mamsell Riesen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein schönes, gutes, verständiges Frauenzimmer, das wahrhaftig wohl zehnmal besser ist, als ich.“ Die Frau von Halden wurde jezt wieder bleich. „Nun gar eine Bürgerliche!? und ein armes Mädchen dazu!?“ Sie sah ihren Karl schon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen; denn, wie sollte diese Bettlerin, dachte sie, je auf den Gedanken kommen, einen Fremden miterben zu lassen? Ein gemeines

Mäd-

Mädchen, eine Haushälterinn, eine Magd, (als mehr hatte sie Mamsell Riesen nie betrachtet) sollte nun wie sie Frau von Halden heißen, und konnte sich wohl gar unterstehen, sie Schwester zu nennen!? Ihr Blut kochte, und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu sprechen. Aber dennoch schwieg sie, weil sie ihres Schwagers Grundsäze über diesen Punkt zu gut kannte, als daß sie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmahl daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft seiner Braut ein Hinderniß seyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieses Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbschläge, in ihren Ansprüchen auf die Erbschaft wohl bescheidener seyn würden, als die Kinder einer Adeligen.

Gänzlich zu schweigen, war ihr indeß unmöglich. Es ist ja doch wohl Ihre Hausjungfer? fragte sie höhnisch.

„Behüte Gott!" sagte der Major treuherzig; „sie hat mit dem Haushalt nichts zu thun gehabt." Und nun hielt er Hannchen eine lange Lobrede; er sprach von ihrer Liebe zu Hennig, von ihrer Güte, ihrer Bescheidenheit, und erzählte dann die Art und Weise, wie er in sie ver-

liebt geworden wäre, wie er um sie angehalten, und wie er sich gefürchtet hatte, daß sie ihm ihre Hand abschlagen möchte.

„Die Furcht war überflüßig," sagte die Frau von Halden, höhnisch lächelnd.

Der Major verstand seine Schwägerinn nicht, und erwiederte nur: „das war sie, wie ich jezt recht wohl weis. Aber wer hätte auch denken sollen, daß ein so gutes, schönes Kind Gefallen an mir finden würde!"

Nun ließ die Frau von Halden sich noch einmahl das Versprechen ablegen, daß Hennig nicht durch diese Heirath leiden sollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn die Frau von Halden dachte nur an Kindestheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm seine Einladung an, und war so artig, ihm zu sagen: „nächster Tage besuche ich Sie in Sollingen; ich muß Ihre Braut doch kennen lernen."

Der Major war sehr vergnügt, küßte seine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und sagte, als er zu Pferde stieg: Hennig, sie sind vernünftiger und billiger, als ich dachte." Nun ritt er auch in vollem Trabe über

die Zugbrücke nach Sollingen zu, um Hannchen desto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte die Frau von Halden den versprochenen Besuch wirklich. Man sah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß sie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter geglaubt, daß auch Hannchen sehr geputzt seyn würde: und nun kam diese in dem einfachsten häuslichen Anzuge. Eine solche Demuth, eine solche Furcht, wie Frau von Halden die sie Bescheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, desto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen zwar steif, doch artig an; allein sie hatte sich in dem Mädchen geirrt, man mußte schon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu seyn; sie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle Scheu: „das wird sich ja finden. Ich bin der jezigen Einrichtung in meinem Hause vollkommen zufrieden, und hoffe, es soll alles so fortgehen, wie bisher.“ So sanft und bescheiden, diese Worte auch gesagt wurden, so verdrossen sie die gnädige Frau dennoch, aber der fürchterliche Major war zugegen, und sie mußte schweigen.

In einem Augenblicke, da Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte sie das Ge-

sprach auf Henning und das Testament. Hannchen sagte ruhig: „dabei habe ich nichts mitzureden; es ist des Herrn Majors Sache. Aber auch das wird sich finden. Ich versichere Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.“

Die Frau von Halden fuhr zurück ohne im Mindesten ihrer Sache gewisser zu seyn. Sie schimpfte, als sie wieder zu Hause war, mit verbissenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adeligen zu werden; noch furchtsam genug zu seyn schien, sich von ihr beherrschen zu lassen. Alle Opfer, die sie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten-Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Verlegenheit, auf sie zu ging, und dessen hinterlistige Antwort auf alles, „das wird sich finden,“ gewesen war? Sie bereuete es jezt tausendmal, daß sie der Bettlerin nicht wenigstens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte empfinden lassen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerstört schien. Hannchen und der alte Henning waren, wie sie bemerkt hatte, sehr vertraut mit einander; und was konnte sie von Beyden anders erwarten, als daß sie damit umgingen, den Major an sich zu ziehen, um ihrer Familie dessen Vermögen zu entreissen? Ihr Haß

gegen sie und den Major wurde äusserst giftig. „O," sagte sie mit bitterm Verdrusse: „wenn ich nur die Bettlerin nicht besucht hätte! wie wird sie triumphiren!? und wie wird der alte grobe Reitknecht über mich spotten!"

Sie hatte gesehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade diese Liebe, wie sie glaubte, zu ihrer bittersten Feindin, tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberrest von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte sie jezt fast noch stärker, als die andern Personen in Sollingen, welche die beyden Lebenskeime ihrer Empfindung, Stolz und Habsucht, so stark verletzten. Sie sah sich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, sie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam sie nicht, weil sie krank war. Die Majorin machte ihr bald nachher einen Besuch, und wurde von der Schwägerin so merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Dessauer Marsch pfiff und Gott dankte, als er mit seiner Frau wieder im Wagen saß. „Sobald sehen sie mich nicht wieder!" murmelte er vor sich; und er hielt Wort. Er ritt selten mehr nach Moorberg, und jedesmal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennigs ging jezt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeister. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um seine Freundschaft. Mit glücklicheren Aussichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeister sein Geschäft angefangen. Der Major und Hannchen waren oft bei seinem Unterrichte zugegen; beyde bezeigten ihm dafür die ungeheucheltste Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte seinem Genius, der ihn in dieses Haus geführt hatte, worin man allen seinen Wünschen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd. Außerdem machte der Major ihm auf die feinste Weise sehr ansehnliche Geschenke, und gab ihm freiwillig die Versicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die sehr gute Pfarre in Sollingen haben sollte.

Der Hofmeister glaubte dem Major nothwendig geworden zu seyn, weil dieser gern in seiner Gesellschaft war. Er sprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunsche her-

vor, dessen Adjunctus zu werden. Der Ma'or hatte nichts dawider, und versprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erschrack bei diesem Vorschlage; er glaubte, ein Adjunctus sey, wie ein Testament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inständig, ihn seine wenigen noch übrigen Tage unbekümmert leben zu lassen. Der Major gab die Idee sogleich auf, und sagte dann zu dem Hofmeister: „es ist zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indeß wir haben uns're schwachen Seiten auch, und beten ja: vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben, und so weiter. Kurz, der alte Mann will nicht."

„Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeister; der Alte muß wollen, so bald Sie befehlen. Sie sind Patron."

„Das ist wohl wahr; aber Sie hören ja, es würde die letzten Tage des alten Mannes verkümmern."

„Was geht es uns an, Herr Oberstwachtmeister, wenn er so abergläubisch ist?"

Der Major sah ihm mit großen Augen in's Gesicht; doch hielt er sich zurück, weil er gut von dem jungen

Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?"

„Sie dürfen ja nur dem Consistorium anzeigen, daß er unfähig ist, seinen Dienst zu versehen."

„Den Henker auch!" sagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann stürbe ja vor Gramm!"

„Was sterben, Herr Oberstwachtmeister! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre: und alt genug ist er überdies."

Der Major wurde feuerroth im Gesichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!" Dann wendete er sich mit einem furchtbar ernsten Gesichte zu dem Hofmeister, und sagte: „Herr, wir sind geschiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann der das Herz hat, einem Greise seine lezten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeister nicht seyn. Was, zum Teufel! ich sollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer gewesen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß ...! Er sprang an das Fenster, und

rief einem Bedienten zu: „Laßt den Wagen anspannen!... Herr, packen Sie ein, und marsch! Adjunktus vom Teufel können Sie werden, oder von meiner... Schwägerinn," wollte er sagen; er verschluckte indes das Wort... aber nicht von einem ehrlichen Manne!"

Mit diesen Worten verließ der Major das Zimmer, zählte eine Summe Geld ab, und schickte sie dem Hofmeister. „Nein" sagte er zu dem alten Hennig, der für ihn bitten wollte; „er muß noch diesen Abend fort. Und sollte der Junge nicht seinen Nahmen schreiben lernen, so ließe ich doch den nicht seinen Lehrer seyn. Zu schreiben gibt es im Himmel nichts; wohl aber braucht man da Herz und Redlichkeit."

Der Major sprach nach seiner Gewohnheit nicht mehr von dieser Sache. „Es war so ein kleiner Zwiespalt," sagte er, wenn ihn jemand fragte. „Genug, der junge Mensch wollte nicht bleiben." Man glaubte das dem Major, weil der Hofmeister in der Gegend, wo er noch eine Zeitlang blieb, dasselbe aussprengte, und hinzusezte: „der Junge ist ein Dummkopf und eine wilde Bestie. Der Major hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern gesehen, wenn ich geblieben wäre; Ihr Mann ist alt, und — sie hat mir manches Geschenk gemacht."

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrinn schlug die Hände zusammen über die Wirthschaft ihres Schwagers, und erzählte mit frommen Seufzern nach, wie ausschweifend ihre Schwägerinn lebte, und wie sehr ihr Sohn in den Händen dieser abscheulichen Familie verdorben würde. „Aber, sagte man, so nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück.“ „Darf ich denn?“ antwortete sie mit Achselzucken. „Ein Familien-Arrangement bindet mir die Hände. Und kann ich denn dieses boshafte Kind in mein Haus bringen? würden nicht meine beiden andern von dem Buben angesteckt werden?“ So sprach sie; und ihre Verleumdung wurde bestättigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeister hintereinander; aber alle Beide mußten nach einem Monate sein Haus wieder verlassen, und verbreiteten nun von seiner Familie und seiner Lebensart die seltsamsten Dinge.

Dem Major selbst wurde bei dem ewigen Wechsel der Hofmeister bange. Er hörte sogar einen Theil der Gerüchte, die auf seine Rechnung in der Gegend umherliefen; und sie machten doch einige Wirkung auf ihn, so daß er jezt bisweilen allein spaziren ritt, um seinen Gedanken nachzuhangen. Auf einem dieser einsamen Spazierritte stieß er im Holze auf einen Menschen, der seine Aufmerksamkeit erregte. Der Mensch saß unter einer Buche

am Boden, und aß ein Stück Brod, das er Bissen für Bissen mit seinem Hunde theilte. Er war armselig gekleidet, und sein Gesicht dennoch der reinste Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Mensch nahm seinen Hut ab. „Siehst du wohl?" sagte er lachend und liebkosend zu seinem Hunde. „Was soll der Hund sehen? fragte der Major, der unmöglich schweigend an diesem fröhlichen Gesichte vorüber reiten konnte. Der Fremde lachte. „Ey nun," sagte er in einem launigten Tone: „ich wollte den Hund da aufmerksam auf Ihre Höflichkeit machen. Es ist etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu ein Offizier, eine Mütze oder seinen Hut vor einem abgerissenen Fußgänger abnimmt."

„Wer ist Er denn?" fragte der Major den Menschen, und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit.

„Ein Glückskind."

„Ein Glückskind? Das meint Er wohl so nicht; denn Sein Rock da scheint das nicht mit zu sagen?"

„Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in diesem Rocke, der mein einziger ist, noch scherzen kann, das mag doch leicht so viel werth seyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf säße."

„Wenn das nicht Leichtsinn ist, so hat Er Recht, Landsmann.“

„Leichtsinn, oder leichter Sinn, ist zuweilen eine Gabe Gottes, wenigstens für Glückskinder von meinem Schlage. Auch mir hing sonst mein Schicksal auf dem Gemüthe wie Blei; aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler ist, so macht er doch viel Unglück wieder gut.“

„Aber wo kommt Er her, und wo will Er hin?“

„Das läßt sich schwer sagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht gerade auf den Sarg los. Diese beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens suche ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben; mein Geschick und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falscher Freund, nur, wenn die Sonne lacht. Sie schütteln den Kopf, Herr als wollten Sie sagen: da hat Er sich eine schlechte Gesellschaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts ist so schlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schicksal hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt ist; und — Sie glauben nicht, was für schöne Dinge man mit und über seinen Schatten reden kann.“

„Ueber

„Ueber seinen Schatten? Das begreife ich nicht!“

„Sie sollten einmal hören, lieber Herr, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her gehe, welche philosophische Dinge ich da mit ihm rede. Sieh, sage ich, lieber Schatten, bist du nicht wie ein Jüngling; dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Erde zu klein ist? Gerade, wenn ich mein Bein aufhebe, so hebst auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegschreiten wolltest; und doch ist, wenn du das Bein niedersetzest, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er scheint eine Welt zerstören oder schaffen zu wollen; und am Ende thut er nichts von Allem; was man nach seinen Reden erwarten konnte. Aber das gibt sich, lieber Schatten. Laß die Lebenssonne nur höher heraufkommen: du wirst schon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, so vergleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je länger wir mit einander gehen, desto bekannter werden wir. Ich kann jezt sehr viel entbehren, was ich sonst für nothwendiges Bedürfniß hielt. Der Schatten ist meine Taschenuhr, mein Wegweiser, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man sich nicht in seinen eigenen Schatten legen kann, wie man sich immer auf ihn legt!“

„Nun, und was sagt Er denn Abends zu seinem Schatten?

„Abends? da wird ein Menschenschatten ein sehr ernsthaftes Ding; der beste Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten so vor einem her läuft, und immer länger, immer unsichtbarer wird, als ob er den Kopf schon in das Grau der Ewigkeit verbirge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es ist, als riefe der Schatten einem zu; du wanderst in die Ewigkeit hinein! Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirst, wie ich, immer größer, und vor dir hängt schon der bessere Stern, der erste Strahl der Ewigkeit im Grabe."

Der Mensch wurde bei diesen Worten ernsthaft, und der Major auch. Beide sahen sich einige Sekunden schweigend, doch ruhig und zufrieden an. „Aber wie ist Er denn dazu gekommen," fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde so über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Besserem bestimmt."

„Der Mensch ist wohl immer zu etwas Besserem bestimmt gewesen, als er am Ende wird. Oder glauben

Sie, daß Sie nichts Besseres hätten werden können, als Sie sind? . . . Zu etwas Besserem! Sie wissen ja noch nicht, wie gut, oder wie schlecht ich bin. Freilich, wenn Sie sagen wollten: zu einem bessern Rocke, zu einer bessern Jacke, zu einer bessern Mahlzeit, so gebe ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich sind, die mich um diesen Rock und diese Rinde Brod beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm schnell die Mütze ab). Da mir aber zu meiner Gelehrsamkeit der Verstand fehlt, oder vielmehr so ein wenig von der Spitzbubennatur, so finden Sie mich heute hier in diesem Rocke. Sie hätten mich eben so leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreife noch immer nicht, warum das nicht der Fall ist; denn es fehlte nicht viel daran, daß es so weit mit mir kam. Sie sehen gerade so aus, als ob meine Begebenheiten Sie interessirten. Nun, ich kann in einigen Worten erzählen. Ich habe studirt, habe, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu rechter Zeit Scherz zu treiben, und zu rechter Zeit ernsthaft zu seyn. Sah ich eine Schurkerei, so konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein Präsident war, der sie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück stand, so ernsthaft waren, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren

mächtigen Erfindungen, ein Wort, eine Lesart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe steckte: so fiel mir mein Schatten ein, und ich mußte lachen. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, troz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber da sollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundsaz verleugnen, den ich für wahr hielt, da einer Dame schmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde schon über alle Hindernisse wegsteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als diese Flöte, (er nahm eine aus der Tasche) und dieser Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauspieler, und hätte auf der Schaubühne, die der Tempel der Moral seyn sollte, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann legte ich eine Schule an; aber ich mußte sie wieder aufgeben, weil die Aeltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen sollte. Nun suche ich jezt mein Unterkommen, Gott weis, wie: als Hoboist, Fechtmeister, Tanzmeister, oder, wenn sonst nichts gehen will, als Drescher. Ich habe ein Paar Arme, und schäme mich vor nichts, als vor dem Betteln und vor dem Betrügen, das mir auch beides nicht gelingen würde."

"Hm! sagte der Major, für's erste gehen Sie mit

mir, Landsmann. Der Winter ist nahe; und ich will Sie wenigstens wärmer kleiden! denn, wenn Sie es nicht anders machen als jezt, so könnten Sie noch lange gehen und suchen."

„Mit wem," fragte nun der Mensch, und nahm seinen Hut wieder ab, „mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?" — Der Major nannte sich. — „Das Einzige aber, Herr Major! was ich nicht werden will, ist Soldat. Sie wissen schon warum."

„Nein, das weis ich nicht," erwiederte der Major.

„Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Also?"

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Seibold neben dem Pferde her nach Sollingen zu Beide überlegten unterweges schweigend! der Major, ob dieser Mensch wohl Hofmeister des kleinen Hennig werden könnte; und Seibold, was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeistern zu übel gegangen, als daß er sich dießmal sogleich hätte entschließen können. Er ließ das ganze Haus, sogar Hannchen, un-

gewiß über die Bestimmung des lustigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. — Wurde er darum gefragt, so sagte er: „den armen Seibold hat sein Schicksal gehetzt. Er soll hier vierzehn Tage ausruhen; dann mag er weiter ziehen." Aber schon nach drei Tagen hatte Seibold den Beifall des ganzen Hauses so sehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei sich zu behalten. — Seibold nahm sich aller Geschäfte an, scherzte dabei fast unaufhörlich, und machte jedermann im Hause heiter. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald im Felde umher, und sprach dabei über Allerlei sehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen, und der Major sagte: „lieber Seibold, Sie sind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpfennig auf den Weg. (Mit diesen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tisch.) Nun steht es bei Ihnen, was Sie machen wollen."

„Herr Oberstwachtmeister, soll das mein Abschied seyn, so mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten irgend einen treuen, ehrlichen Menschen nöthig, so . . ."

„Nun? heraus! Ich habe gute Menschen immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünschen; lieber Seibold."

„Ich wünsche hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung."

„In Gottes Namen! Wie soll die Benennung heißen?"

„Freund und Lehrer des kleinen Hennigs, und wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihrer ganzen Familie Freund."

Der Major schlug ein, und der Handel war abgemacht.

Seibold war ein hübscher, blühender Mann von sechs, und zwanzig Jahren, mit vielen und sehr mannichfaltigen Kennissen, leichtfertig, leichtsinnig, wild sogar, und dennoch in gewissen Stunden wieder ein überirrdischer Schwärmer, der niemals die Welt sah, wie andere Menschen= und den der Anblick einer Wiege oder eines offenen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, so wie ihn tausend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für sehr ernsthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er sehr gesellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit seinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt und die Menschen; aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menschen sprach, oder von ihnen schrieb, so beurtheilte er sie immer sehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, so handelte er, als ob er aus dem Monde unter sie herabgefallen wäre.

Er gestand das selbst sehr freimüthig. „Mein Herz ist zu schwach, zu leichtgläubig," sagte er zu Hannchen. „Ich traue dem Menschen, mit dem ich zu thun habe, immer das Beste zu, mein Kopf mag sagen was er will! denn ich habe jeden einzelnen Menschen lieb."

Diesem Manne wurde nun Herz und Kopf des kleinen Hennigs übergeben, und gewiß zum größten Vortheil für beide. Der Knabe nahm sichtbar zu. Sein Verstand, der bisher wenigstens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold sehr helle Ideen, und sein Herz ein sehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundsatz: man müsse die ganze Moral wenigstens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, sagte er, Abscheu vor Unredlichkeit, Schurkerey und allen Lastern ist eine stärkere Schutzwehr der Tugend, als das tiefsinnige Räsonement über die Niedrigkeit. Das Herz muß sich gegen eine schlechte Handlung empören; sonst ist man höchstens ein tugendhafter Schwätzer. Der Verstand dient nur dazu, die Verhältnisse des Menschen richtig zu übersehen daß man nicht ungerecht ist, wenn man gerecht seyn will.

Seibold suchte nach diesen Grundsätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, so wie den stärksten Widerwillen gegen alles

Schlechte, Unedle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem sehr hohen Grade gelingen, da der Knabe nur mit guten Menschen aus allen Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beispiele, als durch Lehren, wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtsinnig, dreist und wild, weil niemand ihn tyrannisirte und weil er allen seinen Fantasien folgen konnte. Er ritt jezt die wildesten Pferde, sezte über die breitesten Gräben, erstieg die höchsten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erstaunliche Gewalt über seinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe spielen, singen, tanzen und fechten. Durch das Leztere wurden seine Figur und sein Anstand gebildet; durch die Musik sein Herz auch sanfteren Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu seiner Harfe sang, so hätte man ihm seine Wildheit nicht zutrauen sollen. Kurz seine Erziehung war in den besten Händen, und mußte, da er noch nicht verdorben war, einen edlen, guten Menschen aus ihm machen.

Hannchen war nun schon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden. Jezt knüpfte die Schwägerinn den abgerissenen Faden der Freundschaft wieder an; und nicht

lange, so versprachen der Major und Hannchen ihr noch einmahl sehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbschaft treu zu halten. Hannchen freuete sich über die Wiederherstellung des guten Vernehmens mit der Moorbergischen Familie, denn sie hatte bemerkt, wie sehr ihren Mann das Mißverständniß mit seinem Bruder schmerzte. Er seufzte, wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, schrieb oft sich selbst und seiner Hize die Schuld der Feindschaft zu, und sagte ängstlich: „es ist doch mein Bruder: und als mein Vater starb, war sein leztes Wort: seyd einig, meine Kinder!" Aus wahrer Liebe zu dem Major, sah Hannchen nun allen Anmassungen ihrer Schwägerinn nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem sie behandelt wurde, ohne jemahls die Geduld zu verlieren.

Aber jezt fühlte sie sich auf einmahl schwanger. Der Gedanke, nun bald Mutter zu werden, machte sie glücklich; allein sie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieses Glück mit dem giftigsten Hasse seiner Schwägerinn würde bezahlen müssen. — Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vortheil ihres Kindes den Major sein Versprechen zurücknehmen zu lassen: sie war in ihren Wünschen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich seit seiner Verheirathung schon sehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre bey Leben, so reichte, wie sie zuverlässig wußte,

das Kapital schon hin, sich und selbst ein Kind anständig zu erhalten. Aber konnte sie hoffen, ihre Schwägerinn von der Bescheidenheit ihrer Wünsche zu überzeugen? Sie sah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei seinem Herzen und seiner Denkart, nothwendig sehr stark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand sie endlich ein Mittel, diese Trennung zu verhüthen. Sie verhehlte ihre Schwangerschaft allen Menschen, selbst ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Gesichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiste Zeit im Negligee erscheinen. Nun beredete sie ihren Mann, der ihretwegen in große Sorge gerieth, daß ein Bad ihre Gesundheit wieder herstellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anstalten, besorgte das Haus, und reiste mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major seine eigenen Pferde nach der ersten Tagreise zurückschicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem ansehnlichen Geschenke entlassen. Der Major gab ihr auch in diesem, ihm freilich seltsam scheinenden Verlangen nach, weil sie kränklich war; und ehe nun ein anderer Bedienter kam, entdeckte sie ihm, daß er bald Vater seyn würde.

Man denke sich das Entzücken des Majors. Er wurde wechselweise bleich und roth, nahm seine Müze ab, machte

das Fenster auf, sah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte seiner Frau mit solcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmahl um sie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger wurde, sezte ihm Hannchen sein Verhältniß mit der Schwägerinn auseinander, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes gewiß ihn auf immer von seinem Bruder trennen würde. Er seufzte und gestand das zu. Sie ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust, und hob wieder an: „Nun sieh, liebster Friz! wir sind entschlossen, dem kleinen Hennig Sollingen zu lassen, und können das, ohne unsere Aelternpflicht zu verlezen; denn das Kapital wächst von Jahr zu Jahre genug, unser Kind einmahl glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Friz, daß wir fähig sind, so zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwangerschaft verschwiegen, so weh es mir auch that, meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum sollte Hennig nicht mit, so gern du ihn auch mitgenommen hättest; darum mußte der Kutscher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlassen. Sieh, lieber Fritz, hier, oder wo es dir sonst gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weis. Dann kehren wir zurück, lassen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgsamkeit guter Aeltern,

Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beste Grundlage der Erziehung nennt. Das Kiud wird nicht wissen, daß es reich und vornehm ist."

Der Major schüttelte den Kopf, zog die Augenbraunen zusammen, und hatte vieles einzuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm so eben erst entdeckt hat, daß sie Mutter ist, etwas abschlagen? Er mußte zulezt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen. Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Namen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte denn unterweges angenommenen Bedienten wieder entlassen. Endlich wurde sie Mutter eines kleinen gesunden Mädchens. So schwach sie auch war, so flüsterte sie dennoch ihrem Manne zu: „Gott hat meine Wünsche erfüllt, lieber Fritz. Wenn es sein heiliger Wille ist, so wird das Kind einmal Hennigs Frau." — Die Idee, daß seine Tochter und sein geliebter Hennig Sollingen mit einander theilen sollten, sezte den Major in neues Entzücken. Er sagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen! das wird Gott wahr werden lassen; denn es ist etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh."

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft vertragen konnte, reisten

sie mit dem Kinde und dem Taufzeugnisse aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Namen mit seiner Amme bei einer sehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Aeltern reisten nach Sollingen zurück, wo man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahndung hatte, und wo man sich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abwesenheit von vier Monaten so gesund und blühend wieder zu sehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit seiner Gattin unter einem sehr schicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche sie zu spielen hätte, mit ihr verabredet, und ihr dann befohlen, um eine bestimmte Zeit an dem Wege zu stehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, stand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeschriebenen Orte. Der Wagen hielt an, die Majorin stieg aus, bemerkt die Person, sprach mit ihr, so daß Kutscher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte sich nach den Umständen, äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot sich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Ge-

t. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre Brust, sich wieder in den Wagen, und fuhr sehr fröhlich r. Eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft in Sollin: war die Geschichte von dem Kinde im ganzen Dorfe eitet, und niemand bezweifelte sie, da man die Wohl: gkeit und Menschenliebe der Gutsherrschaft aus so un: jen Beispielen kannte. Der Major hatte indeß doch gesorgt, daß die Amme noch in derselben Stunde in Vaterland, Westphalen, zurückkehren mußte, damit etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

annchen, so hieß das Kind, wurde mit der liebevoll: Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts an: ntlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. urfte das kleine Mädchen tragen, mit ihr spielen, zu essen geben, u. s. w. Die Mutter nannte es sei: eine Braut; und wenn er etwas sehr Gutes gethan so sagte sie: „nun soll Hannchen dich auch recht lieb !" Seibold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte „Sie setzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die nmal Lust haben könnte, für Ernst zu nehmen." — Majorin erwiederte lächelnd: „wenn das Kind gut wird, und das hoffe ich zu Gott und zu Ihnen: — so mag er das immerhin thun. Erziehen Sie in der Folge nur getrost als ob Hannchen einmal Hennigs Frau wer: den sollte; ich will es nicht hindern."

Die Kammerherrin sah indessen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hause ihres Schwagers. „Das weis doch der liebe Gott," sagte sie zu ihrem Manne: „wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weis, was alles sonst noch, gewesen ist; aus einem gemeinen Kerl von Husaren macht er seinen Busenfreund; ein Bettler, den er am Zaume aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, ist sein Hofmeister; und nun schleppen sie gar ein Hurenkind von der Straße ins Haus, und erziehen es wie eine Prinzessin. So wird das schöne Vermögen verschwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du sagst nichts dazu! Ja, laß ihn erst tod seyn; ich will die Bettler aus dem Hause bringen! Aber so geht es! Darf nicht der Seibold am Tische das große Wort führen, als ob er die erste Person wäre? und redet der Mensch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm spreche? Mein Hofmeister sollte das thun? Das kommt davon, wenn man nichts auf seinen Rang hält. Dein seliger Vater ist an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten seyn wollte, die in seinem Brode standen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 1,1

München [u.a.] (1827)

P.o.germ. 119-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105629-3